Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von Richard Strauß / Georg Brandes / Richard Muther / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal.

Unter ständiger Mitwirkung von Hermann Bahr / Otto Julius Bierbaum / Wilhelm Bölsche / Georg Brandes / Bruno Buchwald / Ludwig Gurlitt / Hugo von Hofmannsthal Karl Jentsch / Richard Muther / Felix Salten / Karl Schnitzler / Frank Wedekind

Nummer 37 — Abonnement vierteljährlich 6 Mark, Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. — 11. September 1908

Beiträge zur Geschichte des 13. Dezember 1906.

Von M. Erzberger, M. d. R.

Der Waffenklang des Reichstagswahlkampfes ist vorüber; die Mehrheit der deutschen Wähler hat gegen den Fürsten Bülow entschieden, der freilich die Mehrheit der Gewählten auf seine Seite erhielt. Zu einer ruhigen objektiven Betrachtung über die Vorfälle vor und um den 13. Dezember 1906 dürfte der Zeitpunkt gekommen sein; eine solche ist um so mehr geboten, als im Wahlkampfe die Regierungsmaschinerie zur Verdunkelung der Tatbestände das Menschenmöglichste beigetragen hat. Eine genaue Kenntnis aller Vorkommnisse, und in manchen Punkten Mitwirkung bei denselben, setzt mich in den Stand, Beiträge zur Geschichte des 13. Dezember 1906 hier niederzuschreiben, ehe manche wertvolle Einzelheit im Drange der Tagespolitik der Vergessenheit anheimfällt.

I. Die Verhaftung der Togo-Missionare.

Daß eine ganze Missionsstation bei Nacht und Nebel verhaftet wird, weil ein Pater eine Anzeige gegen einen Kolonialbeamten erstattete, steht wohl in der deutschen Kolonialgeschichte einzig da: Atakpame in Togo sah im Jahre 1903 dieses unerfreuliche Bild. Bezirksamtmann Schmidt auf der einen Seite — die Patres der deutschen Missionsgesellschaft Steyl auf der anderen Seite. Grund: Zwistigkeiten zwischen beiden. Und deshalb Verhaftung? Ja. Der zum Christentum übergetretene Togoneger Kassenge beschwerte sich bei der Missionsstation, daß der Bezirksamtmann Schmidt seine junge Enkelin Adjaro geschlechtlich mißbraucht habe. Schmidt stellte den Geschlechtsverkehr nicht in Abrede, betonte aber seine Ueberzeugung, daß das Mädchen seinerzeit 15—16 Jahre alt war, und es ihm freistellte, „meine Frau zu werden oder nicht“. „Nachdem Schmidt ermittelte, daß die (von der Mission) angekündigte Beschwerde tatsächlich seine Beziehungen zu Adjaro betreffen sollte, veranstaltete er am 14. März 1903 in Gegenwart des durchreisenden Bezirksleiters Kersting von Sokode eine Vernehmung der in Betracht kommenden Personen.“ (Urteil des Kaiserlichen Bezirksgerichtes vom 5. Dez. 1903.) Also Angeklagter und Untersuchungsrichter in einer Person! Armer Eulenburg! Diesen

Zeugenaussagen aber wurde im Laufe der verschiedenen Prozesse hohes Gewicht beigelegt; denn auf Grund dieser Vernehmungen reichte Schmidt am 19. April 1903 gegen P. Müller die Anzeige wegen Beleidigung ein; Bezirksrichter von Rotberg sagte im Kölner Prozeß Rören-Schmidt (17.—21. Sept. 1907) aus: „Ich eröffnete sofort die Untersuchung gegen den P. Müller wegen Beleidigung des Schmidt. In dem Verfahren gegen Müller habe ich den Stationsleiter Schmidt als Zeugen vernommen. Bei dieser Vernehmung kam sein angeblicher Verkehr mit der Adjaro zur Sprache. Auf Grund seiner Aeußerungen hierüber sah ich mich genötigt, gegen Stationsleiter Schmidt das Verfahren wegen Notzucht einzuleiten," das allerdings bald wieder eingestellt wurde. Der Missionsgenosse des P. Müller, P. Schmitz, erstattete nunmehr gegen Schmidt förmliche Anzeige bezüglich des Falles Adjaro, „derartig vorsichtig gewählt, daß daraus das Bestreben sich ergibt, auf keinen Fall eine Annahme einer Ehrenkränkung zu bieten". (Urteil vom 18. Januar 1906.) Da geschah das Unglaublichste: in der Nacht vom 22. auf 23. Mai 1903, morgens um 4 Uhr, rückte Bezirksrichter von Rotberg mit dem ungesetzlicherweise ad hoc zum Staatsanwalt ernannten Stationsassistenten Lang und 19 schwarzen Polizeisoldaten vor das Missionsgebäude, um — ohne jeden Haftbefehl — den auf der Station weilenden P. Müller und zwei Laienbrüder zu verhaften und in das Gefängnis nach Atakpame zu schaffen; das ganze Missionsgebäude wurde durchstöbert, auch die Kapelle, die Kohorte deckte den Altar ab, durchwühlte den Paramentenschrank und nahm alle Papiere mit; mit scharf geladenem Gewehr begleitete die Truppe die Missionare ins Gefängnis, wo diese 21 Tage eingesperrt blieben. (P. Schmitz wurde einen Tag später verhaftet, die Laienbrüder in Freiheit gesetzt.) Der Haftbefehl — einen Tag nach der Verhaftung ausgestellt — wurde damit begründet, „daß wichtige Zeugen seit ihrer Vernehmung vor Stationsleiter Schmidt und Dr. Kersting ohne einen anderen ersichtlichen Grund als infolge Beeinflussung ihre Aussagen geändert hätten". Wie hat man die Verhafteten behandelt? Am 30. Mai 1903 lehnte von Rotberg das Gesuch der Missionare, der Eingeborenen Beichte zu hören, ab; „doch ist P. Schmitz zu befragen, welche Art der Aufsicht er sich bei seinen priesterlichen Handlungen gefallen lassen würde". Staatsanwalt Lang schrieb am 1. Juni 1903 weiter: „Stationsassistent Dehn hat die beiden Untersuchungsgefangenen Müller und Schmitz zum Messelesen begleitet und wurde bei der Beaufsichtigung durch den Dolmetscher Mensah unterstützt. In persönliche Berührung sind die beiden nicht gekommen, auch haben die Aufsichtsbeamten nichts Verdächtiges bemerkt. Eine Verständigung zwischen beiden ist nach Dehns Annahme vollständig ausgeschlossen. Es konnte eine solche nach meiner Annahme nur dadurch möglich sein, daß Müller, der zuerst Messe las, die hierbei verwendeten kirchlichen Geräte, Kelch, Meßbuch, Tabernakel, Ornat usw. zum Verbergen einer schriftlichen Mitteilung an Schmitz, der sie nachher in diesen finden mußte, benutzte. Wahrscheinlich ist das zwar kaum, aber die Möglichkeit einer solchen Kommunikation ist nicht ausgeschlossen. Für eine strenge Ueberwachung der Gefangenen ist Sorge zu tragen. Das Messelesen dürfte demselben vorsichtshalber vorerst nicht mehr zu gestatten sein. Der Staatsanwalt Lang." Kommentar überflüssig! Diese skandalöse Verhaftungsgeschichte war inzwischen an die Küste gedrungen; Gouverneur Horn verfügte: „Referendar von Rotberg wird hiermit seiner Funktion als Bezirksleiter entbunden . . . Die weitere Regelung der in Atakpame anhängigen Sachen behalte ich mir vor. Die Haftbefehle der 4 Missionare aus Atakpame werden

hiermit aufgehoben." Gleichwohl wurden die Paters nicht sofort aus der Haft entlassen. Eine Reihe ungesetzlicher Handlungen wurden von Beamten vorgenommen; Am eigenartigsten entwickelte sich die Beschlagnahme der Briefe und Schriftstücke der Missionare; ein Teil derselben ist niemals wieder in die Hände der Verhafteten zurückgekommen; wohl aber hat das Kolonialamt Abschrift von diesem Material erhalten. Am 30. Januar 1905 schrieb der Bezirksleiter Rieck von Atakpame an P. Müller: „Der starke Wind hat von dem Schrank in dem Entree des von mir — früher von Schmidt — bewohnten Hauses eine Anzahl loser Blätter und den folgenden Brief, der offen war, heruntergeweht. Ich habe in Gegenwart des Assistenten Dehn, die Papiere, die um das ganze Haus zerstreut sich vorfanden, gesammelt und sende Ihnen die beifolgenden." Das war ein Teil der beschlagnahmten Briefe!

Neben diesen harten unanfechtbaren Tatsachen steht die Absetzung des Herrn von Rotberg und die öffentliche Genugtuung, die auf Veranlassung des Kolonialamtes den Missionaren in Atakpame in Gegenwart der Häuptlinge und Aeltesten zuteil wurde, sowie folgender Erlaß: „Lome, 1. März 1904. Im Auftrag der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes teile ich den Herren Europäern in Lome mit, daß die Kolonialverwaltung das Vorgehen des Freiherrn von Rotberg anläßlich der Untersuchungsführung in Atakpame auf das schärfste mißbilligt und ihn anläßlich seines Verhaltens gegenüber den Missionaren abberufen hat Der Gouverneur: gez. Graf von Zech." Die von der Kolonialverwaltung zugesagte Genugtuung ob dieses unerhörten Vorkommnisses ließ jedoch in einer ganzen Anzahl von Punkten auf sich warten. Das veranlaßte den apostolischen Präfekten der Mission von Togo, sich an einzelne Abgeordnete zu wenden, darunter auch an den Abg. Rören, dessen Verhalten in dieser Angelegenheit später sehr entstellt wurde. Die Verhältnisse in Togo waren unleidige, sogar unhaltbare geworden. Auf Wunsch des Missionsleiters suchte der Abg. Rören eine Aussprache zwischen diesem und der Kolonialverwaltung herbeizuführen und wandte sich am 14. Sept. 1904 an den Reichskanzler, eine solche zu erwirken und „geneigtest zu veranlassen, daß die sämtlichen schwebenden Streitfragen in Togo und Kamerun bis auf weiteres sistiert werden, damit nicht inzwischen neue Hindernisse für eine glatte Erledigung entstehen. Ich hoffe, daß in einer mündlichen Aussprache der ganze unselige Streit mit einem Schlage erledigt wird zum Besten der Mission und der ganzen dortigen Kolonialpolitik". Am 25. September 1904 erklärt sich der Reichskanzler hiermit einverstanden, hofft auf eine „ebensowohl im Interesse der Kolonialverwaltung wie der Mission liegende friedliche Lösung" und teilt mit: „Inzwischen sind Ihrer Anregung entsprechend die Gouvernements von Kamerun und Togo telegraphisch angewiesen, tunlichst auf eine Vertagung der noch schwebenden Streitsachen bis Ende Oktober hinzuwirken." Am 25. Oktober 1904 erfolgte die Einladung zu der Besprechung durch den Kolonialdirektor Dr. Stübel, der dem Abg. Rören dafür dankte, daß er seine „persönliche gütige Vermittlung" in Aussicht stellte. „Ich bin zu jeder Genugtuung bereit, auf die die Mission nach dem Vorgefallenen auch meiner Ansicht nach berechtigten Anspruch hat. Mit Euer Hochwohlgeboren bin ich der Ansicht, daß eine nochmalige mündliche Aussprache mit dem Präfekten Bücking die letzte Gewähr für die Beseitigung der noch bestehenden Differenzpunkte bilden würde, vor allem dann, wenn Euer Hochwohlgeboren, eventuell auch Herr Rechtsanwalt am Zehnhoff, der an den früheren Besprechungen der Angelegenheit teilgenommen hat, die

Güte haben wollte, dabei gegenwärtig zu sein." In den Tagen vom 23.—25. November 1904 fanden dann die Besprechungen statt, zu welcher der Abg. Rören von der Behörde eingeladen wurde. Es kam hierbei zu einer schriftlichen Feststellung der Punkte, bezüglich deren eine Aenderung als notwendig erkannt wurde. Am 2. März 1906 hat der Reichskanzler noch schriftlich dem Abg. Rören — vorher wiederholt mündlich — seinen Dank für die Vermittlung ausgesprochen. So der Inhalt der Aktenstücke. Was aber ist daraus vor und im Reichstage gemacht worden? Was am 25. September 1904 nach den Worten des Reichskanzlers nur eine „Anregung" war, auf welche derselbe sofort eingegangen ist, bezeichnete am 3. Dezember 1906 Kolonial-Direktor Dernburg das Verlangen an den Reichskanzler, „auf schwebende Zivilklagen von hoher Hand einzugreifen". Die am 25. Oktober 1904 von der Kolonialverwaltung mit Dank angenommene Vermittlung zur Beilegung der Streitigkeiten wurde bei Dernburg am 3. Dezember 1906 eine „Beeinflussung des Ganges der Verwaltung und ein Eingriff in das Verfahren der Gerichte" (132. Sitzung vom 3. Dez. 1906 St. B. S. 4098). Aber die „Protokolle"? hält man mir entgegen; diese besagen für jeden normal denkenden Menschen gar nichts; denn Protokolle, von beiden Teilen unterschrieben, sind über die Verhandlungen gar nicht aufgenommen worden; nur eine Festsetzung einzelner vorzunehmender Aenderungen fand statt; ich habe vorerst keine Veranlassung, dieses für die Verwaltung nicht günstige Resultat zu publizieren. Was aber sonst noch im Wahlkampfe publiziert und von Dernburg gebraucht worden ist, sind einseitige Niederschriften einzelner Beamter, denen nicht mehr Beweiskraft obliegt als einer anderen Niederschrift ähnlicher Art; dazu kommt noch, daß der eine Verfertiger dieser „Protokolle" der Personalreferent für die Kolonie war (heute ist er z. D. und macht große Anstrengung, wieder angestellt zu werden), und der mindestens indirekt für diese unerfreulichen Vorkommnisse mitverantwortlich war. Der mehrfach genannte Schmidt kam gerade durch die Gunst des Personalreferenten nach Togo, während der damalige Referent für Togo sehr erstaunt war, als ihm diese Anstellung gemeldet wurde; wer dergestalt in der Angelegenheit Partei ist, muß gestatten, daß man seine Schreibübungen nicht als beweiskräftige Protokolle ansieht. Es ist überhaupt ein Unfug sondersgleichen, wenn über die Unterredung eines Abgeordneten nach dessen Entfernung in den Akten eine Notiz gemacht wird, die er nicht kennt, wohl nie als zutreffend unterschrieben haben würde, und die dann nach Jahr und Tag als „Protokoll" auftaucht, mit dem man einem vielleicht unbeliebt gewordenen Abgeordneten an die Gurgel springen will. Der parlamentarische Ausdruck für diese Mausefallen ist mir nicht zur Hand; es ist dies eine Art politische Geheimpolizei gegen oppositionelle Abgeordnete.

„Aber der Fall Wistuba?" höre ich einwenden. Er kommt, wenn das Kapitel der „Nebenregierung und versuchten Rechtsbeugung" zur Erörterung steht.

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Aus der Tiefe.*) Brief eines Bergmanns.

Von Adolf Levenstein.

Gladbeck, den 25. Mai 1908.

Ueberrascht, daß Sie speziell meinem Fragebogen so große Bedeutung zulegten, ergreift es mich besonders tief und freudig, Sie hier zu danken. Ich muß schon sagen, selten hat ein Moment so tief mich ergriffen, wie derjenige, als ich von der Schicht heimkehrend, meine Frau mir Ihren Brief überreichte. Eine Anerkennung. Oh, sie wurde mir so selten zuteil. Ich zittre vor Erregung, jetzt zu wissen, daß ein Mensch lebt, der meine Gedanken zu verstehen weiß. Doch halt — ich schäme mich fast dieser sentimentalen Einleitung, zu deren Erguß jedoch diese glückliche Stunde mich hinriß. Verzeihung dieserhalb, und nochmals meinen ganzen Dank.

Selbstredend gehe ich unter diesen Umständen mit Feuereifer an die Erfüllung Ihrer Bitte, biographisch mein Leben vor Ihnen auszubreiten. Vertrauen gegen Vertrauen. Doch schauen Sie über die stilistischen wie technischen Formfehler hinweg, denn darin liegt nicht meine Stärke. Vorläufig wenigstens nicht. Und bezüglich der Mitarbeit meiner Person an einem später noch von Ihnen zu schreibenden Werk, dramatisch das Leben der Bergleute zu sezieren, wie der Vampir-„Kapitalismus" die Menschenwürde erbarmungslos in tierischer Gier aus tausend Brüsten reißt, darüber — will ich schweigen. Ich habe kein Recht, Ihre Güte zu beleidigen. Mit unsicherer Hand schreibe ich deshalb diese Worte — es war zu viel auf einmal, darum will ich schweigen.

Jetzt an die Arbeit.

1. Geburt. Ich wurde am 17. März 1876 zu Werden an der Ruhr geboren (Kreis Essen). Schon mit meiner Geburt beginnt die Tragödie eines Menschen, dessen Tragik nur derjenige versteht, der den Giftbiß der Hydra des bleichen Elends selbst im Fleische brennen gefühlt. Unehelich geboren. Freilich, meine jetzige Auffassung von Ehe und Liebe lächelt über den deprimierenden Einfluß, unter dem ich, dieser Tatsache halber, in meiner Kindheit litt. Bedenken Sie, in einem klerikal vollständig infizierten Städtchen, in dessen Peripherie Heuchelei und Spießbürgertum residierten, wo der satte Moralmensch lieblos niederschielt auf das Hurenkind. Dort, wo die Gespielen ewig und immer mir vorhielten, ich sei kein „richtiges" Kind, dort sog zum erstenmal den herben Hauch der Wirklichkeit ich ein. Das allerdings muß ich meiner Mutter lassen, daß sie den schönsten Punkt im Ruhrtal ausgesucht, ehe sie sich hingelegt und mich in Schmerzen geboren. Und ich bin galant genug, Ihnen in dieses panorame Eden einzuführen.

2. Eltern. Und meine Eltern? Ich verstehe eigentlich darunter nur meine Mutter, denn nur diese habe ich gekannt. Doch lasse ich dieselbe an meiner Statt sprechen, soviel sie mir darüber in meinen reiferen Jahren erzählt.

Als Tochter armer, aber in bürgerlich wie moralischer Hinsicht unantastbarer Eltern wäre es allerdings ihre vernünftige Pflicht gewesen, in dem Milieu ihrer einfachen Verhältnisse zu bleiben, da intensivere Fähigkeiten und Talente sie nicht besaß, um über den Horizont spießbürgerlicher Lebensbedingungen hinausgreifen zu können. (Ihr Vater war Seilermeister.) Aber trotzdem, vielleicht durch ihre körperliche Schönheit beeinflußt, oder der Verblendung ihrer lebhaften Phantasie folgend, auf der Bühne eine freiheitlichere, genußvollere Lebensperiode zu erschwingen, ließ sie sich dazu verleiten, den Einflüsterungen irgendeines „Impresarios" Gehör zu schenken, und sich mit ihm bei Nacht und Nebel aus dem Staube zu machen. Durch diese Imprudenz war jede Brücke hinter ihr zum Elternhause abgebrochen. Sie kennen ja doch den Bauertrotz der kleinstädtischen Pfahlbürger. Selbstverständlich betrat sie die weltbedeutenden Bretter

*) Mit Erlaubnis des Verfassers dessen demnächst erscheinenden Buche über „Arbeiterschicksale" entnommen.

in der untergeordnetesten Form. Sie war als Soubrette irgendeines Varietés betätigt, ohne weiter zu interessieren, als für den Augenblick ihres Auftritts, den „Gang und gäbe“ Erfolg zu erhaschen. Dieser Applaus galt denn auch gewöhnlich mehr ihrer Formenschönheit, als ihren theatralischen Leistungen. Unter dem Ensemble befand sich auch ein jüdischer Tenorist namens Max Eichwaldt, dem es nun gelang, die unerfahrene Sängerin zu überlisten und ein intimes Verhältnis anzuknüpfen, dessen Endprodukt ich war. Dieser Umstand zwang die nunmehr entehrte und hilflos verlassene Mutter, von der Rampe herunterzusteigen. Ihren Unterhalt bestritt sie fortan mit dem kargen Verdienst der Fabrikarbeit. Es ist immer der gleiche, natürliche Prozeß der ökonomischen Metamorphose, daß der Schwächere dem Stärkeren weichen muß. Die natürliche Auslese. Von meinem Vater sprach sie stets in liebeverzeihender Weise. Ich ehrte diesen Edelmut und hatte das Gefühl, daß sie ein Opfer ihres ersten jungen Liebesrausches geworden. Soviel ich weiß, soll mein Vater bis zu meinem vierzehnten Lebensjahre für mich Alimente gezahlt haben, jedoch ich und meine Mutter haben nie etwas davon gesehen. Es besteht die Möglichkeit, daß die Kommune dieses Blutgeld an sich genommen. Sicheres weiß ich nicht. Allerdings erinnere ich mich, daß meine Mutter oftmals von einer gewissen Wohlhabenheit meines Vaters mir erzählt, und meine Lebensbahn hätte zweifellos eine andere Route genommen, wenn dem Wunsche meines Vaters gemäß, dem semitischen Ritus erhalten geblieben wär. Hier setzten jedoch die pfäffischen Intrigen ein. Ihrer Unerfahrenheit gegenüber hatte die jesuitische Clique ein leichtes Spiel. Sie ließ sich unverzeihlicherweise verleiten, ihrer Religionsrichtung gemäß, auch mich katholisch taufen zu lassen. Sofort ließ der Jude Eichwaldt sie fallen, und gleichzeitig mit ihm die ganze Klerisei. Gemeinheit hüben wie drüben. Aber wer sie nicht fallen ließ, das war die Krallenhand des Elends. Unter dem Drucke der wirtschaftlichen Kalamität sank sie immer tiefer und gab außer mir noch sechs Kindern das Leben, unter den gleichen Umständen freilich. Allerdings hatte sie nach der Geburt des vierten Kindes geheiratet, aber nur um noch tiefer zu sinken. Der Mann, den sie ehelichte (namens Klemp), war ein notorischer Säufer, und vollständig unfähig, familiär zu wirken, vielmehr setzte er die Pfennige, die er durch Betteln und Gelegenheitsarbeiten vereinnahmte (er war Sattler und reparierte die Pferdegeschirre der Bauern), regelmäßig in Alkohol um. Er starb vor acht Jahren an Alkoholvergiftung auf der Landstraße. Sie werden begreifen, daß dieser Schwächling keinen Einfluß auf das phantastische Temperament meiner Mutter ausüben konnte. Sie liebelte also auch neben ihm weiter, und die Früchte dieser sträflichen Hingebung waren noch drei Kinder. Doch breche ich trotzdem keinen Stab über sie, wissen wir doch, wie unsäglich die ökonomische Impotenz den Menschen herabwürdigen kann. Nur ein Beispiel, aber ein klassisches. Ich erinnere mich noch als sechsjähriges Kind der nächtlichen militärischen Besuche (zu der damaligen Zeit hatte das Zuchthaus zu Werden eine militärische Bewachungsabteilung). Ich sehe noch sehr deutlich die charakterischen, kleinen Kommißbrote vor mir liegen, das Entgelt für die Liebe eines unglücklichen Weibes. Ein schreiender Kontrast auf das Sumpfbild heutiger christlicher Weltverhältnisse. Doch genug darüber, und ich glaube, Sie werden's verstehen. Nur eins will ich noch erwähnen, daß ich in meiner kindlichen Naivität mich stets auf dieses Brot gefreut. Ich hatte doch Hunger, immer Hunger. Und solange noch Brot für solche Zwecke gebacken wird, hat's noch gute Weile mit einer besseren Zeit. Bezugnehmend auf ihre sonstige Personage konstatiere ich mit Genugtuung, daß sie einfach liebenswürdig war. Stets hilfsbereit, vom Wenigsten noch die Hälfte mit andern zu teilen, einen gewissen Takt im Umgang an den Tag legend, war sie immer freundlich und humorvoll heranlagt. Jedoch die Depression der wirtschaftlichen Misere hat sie in späteren Jahren nervös gemacht, und das Ende dieser Genrebildchen aus dem fluchwür-

digen Gegenwartsleben war ein Hirnschlag, dem sie Weihnachten 1900 erlag. Sie wurde auf Kosten der Stadt Werden beerdigt.

3. Erziehung. Von einer systematischen Erziehung kann hier von vornherein keine Rede sein. Ich bin bis zu meinem 8. Lebensjahre vollständig auf mich selbst angewiesen gewesen, d. h. meine Mutter verdiente ihren Unterhalt in dem einstündig entfernten Städtchen Kettwig in einer Fabrik für Textilindustrie, während ich und meine kleineren Geschwister bei einer näheren Verwandten in Pflege gegeben war. Dieselbe konnte sich aber herzlich wenig um uns bekümmern, weil sie selber viel Kinder und viel Arbeit hatte. Ich strolchte demgemäß in der ganzen wahrhaft romantischen Gegend umher, ein Aergernis für Jung und Alt. Mancher Vandalismus, mancher Diebstahl, mancher Unfug ist noch auf mein Konto zu setzen, ohne daß einer eine Ahnung davon hat. Ich blieb oft mehrere Tage vom Hause entfernt und kampierte mit einem mir damals ebenbürtigen Bengel in Wald und Feld. Nebenbei schwänzte ich vorzugsweise die Schule, denn ich hatte einen unwiderstehlichen Abscheu gegen die strenge Dressierung seitens der Pädagogen. Die Zensur war auch am Schulschlusse demgemäß. Immer phantastisch und wild, ausgelassen bis zur Frechheit, exentrisch in meinem ganzen Tun. Und doch suchte ich sehr gern die Einsamkeit. In dieser Veranlagung war ich die beste Reproduktion meiner Mutter. Und ich glaube, aus diesem Grunde war ich ihr Liebling, denn nur selten kam es ihrerseits, bei besonders schlimmer Veranlassung, zu einer Züchtigung meiner Person. Sie sah über alles hinweg, weil sie in mir wieder sich selber sah. Ich fühlte damals instinktiv diesen harmonischen Einklang und genoß das Eldorado kindlicher Regellosigkeit mit vollen Zügen. Dies ist meine schönste Zeit gewesen. Dann griff unerbittlich der Wehgang der Verhältnisse ein, und die Mauern der Enterbten nahmen mich auf. Ich denke noch mit Schaudern an diese Zeit. Die sechs Jahre waisenhäuslicher Trainierung waren gleichbedeutend mit dem Tode meiner kindlichen Gemütsfrische. Jetzt galt es Askese zu treiben an allem, was Freude hieß. Wahrhaftig, diese Megären (barmherzige Schwestern) waren nicht imstande, günstig auf die empfängliche Charakterbildung junger Menschenkinder einzuwirken. Und jene Zeit ist der Same gewesen, aus dem der Sarkasmus, die Seelenbitternis, die jetzt mein Herz verzehrt, entsprang. Ich will hier einige Momente zitieren, welche ein grelles Schlaglicht auf die Erziehungsmethode dieser gottgefälligen Schwestern werfen sollen. Bei meiner Einlieferung wurde speziell ich von den anderen Kindern absorbiert, in der Weise, als wenn ich das verkörperte Verbrechen gewesen wäre. Ich gebe ja gerne und freimütig zu, daß ich infolge der bisherigen Zügellosigkeit nicht der Artigste war, aber immerhin, ich war ein Kind. Der erste Stilettstich der Antipathie gegenüber dem Bastard war, daß ich in einer Rumpelkammer schlafen mußte, welcher in bezug auf den allgemeinen Schlafsaal sich ausnahm wie ein Vorhof zum diskreten Heiligtum. Ich habe dies bitter empfunden, und Kinder empfinden scharf, und wenn ich nicht irre, mußte ich zwei Monate lang diese Zurücksetzung erdulden. Kein Wunder, wenn ich meinen Quälerinnen stets die entgegengesetzte Seite des Gehorsams zeigte. Obwohl nicht bösartig veranlagt, bemühte ich mich des öfteren, den drakonisch zugeschnitzten Hausregeln Genüge zu leisten, fiel aber stets wieder in die Erbsünde meiner Mutter zurück, nämlich, um mit Goethe zu reden, in die Lust zum Fabulieren. Ein anderes Mal, es war um Weihnachten, traf mich die Bosheit dieser „Erzieherinnen“ noch empfindlicher. Alljährlich ist es dort üblich, daß gütige Menschen zu Weihnachten den Aermsten der Armen kleine Geschenke an süßem Backwerk, Nüsse und Spielzeug zukommen lassen, und wer das Empfinden der Kleinen kennt, muß wissen, daß dies der heiß ersehnteste Tag im Jahr für sie ist. Ich weiß nicht mehr, wie es kam, jedoch das vergesse ich nie: voller Erwartung betrat ich mit den ca. fünfzig andern Kindern den Saal, um Besitz von der Glückseligkeit zu nehmen.

Aber ich hatte nicht mit der „Liebenswürdigkeit" dieser entmenschten Betschwester gerechnet. Mein Teller war umgestülpt. Ihr satanischer Instinkt hatte das Richtige getroffen. Mit großen Augen schauten die anderen Kinder auf meinen leeren Platz und schienen nicht verstehen zu können, daß am Feste der Liebe dergleichen sein könnte. Jedoch die Solidarität, die unbewußt schon in den Herzen dieser kleinen Dulder schlummerte, entschädigte mich, indem jeder mir heimlich zusteckte, was sie erübrigen konnten. Ein rührender Zug. Moralisch genommen wirkte dieser Zwischenfall erzieherisch wenigstens insofern in mir, indem ich die Parallele zog, wie diese Schablonmenschen ihre Auffassung von der christlichen Liebe gegenüber anderen Menschen zu betätigen suchen.

Sie werden sich gewiß fragen, warum ich über diese Sachen schreibe. Mit Absicht. Gerade diese Behandlung legte den Grund in mir, mit allem, was andern gut erschien, von jetzt an zu hadern und im trotzigen Widerstreit zu liegen. Ich wurde negierend. Satirisch belächelte ich alles, wenn auch ohne zu wissen warum. Ich übertrug diese abnorme Bildungsansätze auf alles, womit ich in Berührung kam. In der Schule war ich dem Lehrer ein Uebel. Nicht etwa als Idiot, sondern vielmehr durch gewollte Unaufmerksamkeit. Mein Begriffsvermögen funktionierte langsam und schwer. Sehr schnell faßlich in allem bin ich auch jetzt noch nicht, jedoch dasjenige, was ich erfaßt, ist gut geborgen. Und als ich endlich mit vollendetem 14. Lebensjahre bei einem Bäckermeister in die Lehre kam, war ich zwar nicht zynisch durchtrieben, jedoch voll böser Regungen: der erste Exzeß der freigewordenen Leidenschaften war, daß ich nach dreiwöchentlichem Ausharren dem Lehrherrn 85 Pfennig stahl und mit Schimpf und Schande davongejagt wurde. Kriminelle Folgen hatte dieser Fall nicht für mich.

Jetzt geht's eine Stufe tiefer hinab. Ich ging zu meiner Mutter, welche damals in Kettwig an der Ruhr wohnte, und arbeitete mit ihr in der Fabrik. Wer diese Bruthöhlen der Krankheiten, diese Werkstätten der Geistesarmut in religiös durchtränkter Gegend aus näherer Beleuchtung kennt, wird zugeben müssen, wie degenerierend diese Art Beschäftigung in physischer und psychologischer Weise das Individuum herabwürdigen kann. Hier, wo Tausende junge Mädchen, meistens noch Kinder, und Frauen, neben junge Burschen und Männer, bei der ewig gleichmäßigen, stumpfbleiernen Arbeit dahinsiechen, wo die schweißdurchschwängerte, heißschwüle Fabriksatmosphäre sinnlich reizend auf die Geschlechtsnerven einwirkt, wo die obszönsten Dialoge, die ordinärsten Redewendungen das Blut beider Geschlechter erhitzt und die Perverseren zu frechen Handgriffen zwingt, hier ist auch das Grab meiner Jugendreinheit. Hier lernte ich den diabolischen Gifthauch der Onanie kennen, und lange, lange bis in die jüngste Zeit hinein hat dieses Feuer in meinen Nerven gebrannt. Unter diesen Umständen mußte ich sittlich verkommen. Geistig ohne Halt, kein regulierendes Fernbild, um bildend zu wirken, blieb ich auch leiblich infolge fortgesetzter Unterernährung zurück. Ich blieb ein bleicher, schwächlicher Bursche, denn auch der zweifache Verdienst (Mutter und ich) langte nicht, um halbwegs existieren zu können. Und nun zu den Folgen dieser „Erziehung".

4. Strafen. Nach zweijährigem Ausharren in diesem Modersumpf machte ich kurzerhand dieser Qual ein Ende. Kam jedoch, wie Sie hören werden, vom Regen in die Traufe. Sie werden mir die Freundlichkeit nicht abschlagen können, noch eine Stufe niedriger mit mir zu steigen. Ich verließ also mit ungefähr 17 Jahren Fabrik und Mutterhaus mit der Absicht, zügellos umherzuschweifen. Ohne ordnungsmäßige Ausweispapiere ging ich den Rhein herunter auf Holland zu. Hier und da ergriff ich eine Gelegenheitsarbeit, um die Mittel zur Stillung des Hungers zu erlangen, und verschmähte, wenn die Umstände mich dazu zwangen, auch nicht die Bettelei oder einen gelegentlichen Diebstahl. Allerdings muß ich zwischenläufig bemerken, daß nicht allein der Hang zum planlosen Nomadisieren oder die direkte Scheu zur Arbeit mich in die Welt trieb, sondern eine tiefe Sehnsucht, ein mich verzehrendes Ver-

langen, das Meer, das große, grenzenlose Meer schauen und genießen zu dürfen. Dieser Wunsch ist mir nie erfüllt worden, auch bis heute noch nicht. Wie sehr ich an diese Idee hänge, und ich wäre mit Freuden bereit, ein Jahr eher zu sterben, wenn dieser Wunsch sich verwirklichen würde, beweist, daß ich in einer poetischen Stunde ein paar Verse aufs Papier warf, die ich Ihnen hier wiedergeben will, wiedergeben mit allen Schwächen und Fehlern. Außerdem wird es Sie als Philosoph noch interessieren, daß speziell das dramatisierende Element, des großartigsten Schauspiels mich ergreift, in exakter Uebereinstimmung mit meinem jetzigen ernsten Lebensdoktrin. Doch, um schneller zur Sache zu kommen, will ich nur noch zur Entschuldigung hinzufügen, daß Frau Poesie jedenfalls nicht sehr freundlich auf nachstehende Verse schauen wird.

Sturm.

I.

Sturm! An den Klippen klebt der Schaum,
Die Flut springt fast bis zu des Turms Laternen,
Und hoch darüber ringt der Raum
Sich wild mit den empörten Sternen.

II.

Sturm! Fluggewalt'ge Möven spielen
Freihangend an der Wolke höchstem Riff,
Wild des Zyklons Flügel spülen
An den Strand das leichtgebaute Schiff.

III.

Sturm! Die bräutliche Strickerin fliegt an das Meer,
Doch glaube ich, der ängstliche, suchende Blick
Lugt vergeblich hinüber, vergeblich umher,
Als einsame Witwe schleicht sie zurück.

Ich komme nach dieser Abschweifung wieder zum Thema. Ich hatte mich bis Loo in Holland durchgerungen und war mit den Schönheiten und Gefährlichkeiten der Landstraße schon sehr vertraut, als mich der Finger der Nemisis berührte. Ein Konstabler erwischte mich, durch Hunde aufmerksam geworden, unter einem Heuhaufen vor der Stadt. Ich wurde schubweise am nächsten Tage wieder über die Grenze gebracht. Hier muß ich noch nachträglich dem holländischen Gendarmen meinen Dank abstatten für seinen sympathisch berührenden Takt, mit dem er mich transportierte, im Gegensatz zu der brutalen Manier preußischer Büttels. Ich glaube, daß ihn meine blasse Physiognomie, meine schwächliche Gestalt so mitleidig berührt hatte. Ich ging mit der festen Absicht über die Grenze, von nun an mich wieder einer normalen Tätigkeit zuzuwenden, weil ich den Irrtum der vermeintlichen Freiheit erkannt hatte. Allerdings war mein Vorsitz stärker als mein Können. Bar jeglicher Subsistenzmittel war vorderhand ich wieder auf den Bettel angewiesen. Mit dem besten Wollen schlug ich mich bis hinter Emmerich durch. Hier überraschte mich eine regenschwere Nacht. Um dem Uebel, in dem naßkalten Unwetter draußen kampieren zu müssen, vorzubeugen, erbrach ich resigniert eine Bahnwärterbude. Ich eignete mir dort, nachdem ich in der Dunkelheit alle Ecken nach eßbaren Sachen durchgestöbert hatte und begreiflicherweise nichts gefunden, eine Feder und ein Tintenfäßchen an. Im Grunde genommen hatten diese Bagatellsachen für mich keinen Wert. Dann übermannte mich, nachdem ich mich hingelegt, der Schlaf, und um Mitternacht — hatte mich auf einmal der revidierende Streckenwärter am Schopfe. Wahrscheinlich von draußen angelockt durch mein lautes Schnarchen auf der harten Bank. Hätte ich die kommende Tragödie vorausgeahnt, ich wäre auf alle Fälle dem Beamten bei dem Transport zum Stationsgebäude entsprungen. Mein Schicksal wollte es anders. Ich wurde der Polizei übergeben und dann dem Untersuchungsrichter. Nach fünfwöchentlicher Untersuchungshaft wurde ich von der Strafkammer in Duisburg im Jahre 1892 wegen Einbruch in ein dem Eisenbahnfiskus gehöriges Blockhäuschen und wegen des erwähnten Federdiebstahls zu 4 Wochen Gefängnis und, nun kommt für mich das Schlimmste, wegen Bettelei und Landstreicherei zu einem Tage Haft und Ueberweisung an die Landespolizei verurteilt. Dem Korrektionshause überwiesen! Gleichbedeutend mit dem Ausschluß aus dem Zirkel der Menschheit. Es war zu viel. Seelisch und körperlich gebrochen überschritt ich die verfluchte Schwelle.

Sechs Monate hätte ich eigentlich nur als Internat dort zu bleiben brauchen, wenn ich mich der Hausordnung willig hätte fügen können. Jedoch mein Temperament riß mich wieder zu allerhand Flegeleien, z. B. Fluchtversuche, Zertrümmerung des Zelleninventars, Brandstiftung, rasende Wutausfälle, Lärmen, Singen, Arbeitsverweigerung und andere Insubordinationen. Jedoch die Machtbefugnisse des Direktors des Arbeitshauses hatten einen weiten Spielraum, und sie klopften auch recht robust an meinen unsinnigen Trotz. Für jedes Vergehen, jede Unbotmäßigkeit gegen den Ordnungsartikel des Hauses war er befugt, Strafen vom eintägigen Kostabzug bis zu sechswöchentlichem Dunkelarrest zu verhängen, und je nach der Sachlage des Deliktes eine Haftverlängerung bis zu — drei Monate. In Preußen weiß man den Besserungsknüppel wohl zu handhaben. Freilich wenn die Summe der Hafttage 2 Jahre erreicht, ist es auch mit der Macht des Direktors vorbei. Vielleicht manchmal zu meinem Leidwesen. Dann muß der Häftling entlassen werden — gewöhnlich um wiederzukommen. Ich habe das Maximum erklommen und wurde nun mit dem Bemerken des Anstaltsgeistlichen, daß ich für das Zuchthaus reif sei, nach zwei Jahren entlassen. Der gute Mann hat sich geirrt.

Hier will ich vor allen Dingen den moralischen Erfolg, oder besser gesagt Einfluß, meiner zweijährigen Isolierung nicht übergehen. Das, was ich hier einschalte, kann Ihnen unter Umstönden als Ergänzung zum Kapitel „Erziehung" dienlich sein. Eine besondere Anziehungskraft übte die Hausbibliothek auf mich aus, welche unter der Verwaltung des Institutspfarrers stand. Ich brauche hier nicht zu bemerken, daß dieselbe siebenmal durchgesiebt und einer äußerst strengen und klerikalfanatischen Zensur unterworfen war. Allerdings hatten sich auch einige Bücher aus der klassischen Literatur eingeschlichen, unter anderem auch verschiedene Dramen Williams Shakespeares. Wenn ich mich in der Meinung nicht täusche, hat der Zensor hier mit der üblichen Unterbildung der Internaten aus den niedrigsten Schichten spekuliert, wahrscheinlich in dem Sinne, daß dem Lesenden der klassischen Lektüre Begriff und Bedeutung des Stoffes abgehe. Wie dem auch sei, die Durchschnittsqualität des Bücherstandes war auf das Strengreligiöse und das geschichtlich wie wirtschaftlich Naive zugeschnitzt, denn der meist vertretene Autor war Christoph von Schmidt. Ich griff unbewußt anfänglich, später jedoch mit Wollen zu den schwierigeren Stoffen. Die Stille und Einsamkeit der Isolierzelle übte einen relativen wohltätigen Einfluß, bei mir wenigstens, auf meine geistige Stimmung aus. Ich ließ die ganze erschauernde Befriedigung mit Wollust auf mich einwirken, die der Stil und die dunkle Gleichnissprache des großen Briten in mir erweckte. Dies ist der Moment, wo ich dem Gehirn zum erstenmal ernste Arbeit abtrotzte. Und nicht umsonst. In meiner Naivität versuchte ich mich in der Nachbildung Shakespearescher Spracheigenheiten, und als mich einmal der Direktor überraschte, auf der Schiefertafel, welche Pensumsnotierungszwecken diente, Verse zu schreiben, war er erstaunt, bei einem Landstreicher Ansätze ästhetischer Bildungsbedürfnisse zu finden. Zu seiner Ehre habe ich hier zu erklären, daß er meiner mangelnden Elementarschulung durch die Hingabe Beckerschen Weltgeschichte, seinem eigenen Bücherstande entnommen, aufzufrischen versuchte, eine Bevorzugung, die wohl keinem Zögling des Arbeitshauses in Brauweiler vor und nach mir zuteil geworden sein wird. Ich habe nur ungern dieses Selbstlob hier niedergeschrieben, hielt es jedoch für unerläßlich, um Ihnen den Werdegang meiner psychologischen Personage freizulegen. Im übrigen hatte das dort zum Zweck erhobene Prinzip, das Individuum zu einer regelmäßigen Arbeit zu erziehen, keinen nachhaltigen Erfolg bei mir erzielt. Warum, das kann ich nicht genau angeben. Doch glaube ich sagen zu können, daß eine wirkliche Abneigung für die Arbeit nie in mir Platz gegriffen, daß vielmehr meine schwächliche Körperbeschaffenheit durch die schon erwähnte Lasterwirkung und chronischer Unterernährung, die Faktoren, die mich unlustig zu jeder anhaltenden werktätigen Arbeit machten. (Schluß folgt.)

Yankeedoodle-Fahrt. Von Otto Julius Bierbaum.

V.

Von Uebermenschen und Unterbriten; von der ringsum schweigenden Amphitrite und ringsum wartenden Müttern; von Schwulst und Prulst; von Korsika und Sachsen; von deutscher und italienischer Zoologie; von Napoleon.

Von Villafranca bis Syrakus ist es eine hübsche Strecke: 593 „miles", yankeedoodlisch zu reden. („Seemeilen" würde nach gar nichts klingen.) Man sagt auch nicht „Dampfer", sondern „Steamer": „man", d. h. die „ganz Noblichten", um, unter uns Plebs, münchnerisch zu reden. — Sonderbar, daß in Deutschland die oberen Schichten — es ist das Fett, das immer oben schwimmt — stets das Bedürfnis nach einer Art Geheimsprache haben. Erst war's das Lateinische, dann das Französische. Jetzt ist das Englische an der Reihe. Es wird sich, fürcht' ich, lange erhalten, weil es leicht zu lernen ist. Es fliegt einen an wie der Ruß aus den beiden Yankeedoodleschlöten. Und dann: es ist die heutige „Herrensprache", und als „Herren" fühlen sich die „Noblichten" entschieden. Man muß nur sehen, wie sie sich den „niederen Rassen" gegenüber benehmen. Und die niederen Rassen fangen schon mit den Italienern an: sofern diese nicht auch englisch angezogen sind. Doch darüber wird später zu handeln sein. (Hier nur dies noch: Die neue Aristokratie in Homespun sollte überhaupt nur Englisch reden. Sie sollte sich auch durch die Sprache nicht mit dem Volke gemein machen. Nur das zum Kommandieren Nötigste könnte im Pöbelidiom abgemacht werden. — Man kommt auf absurde Gedanken, wenn man mit diesen absurden Fratzen des Herrenmenschen in Berührung kommt. Unterbriten statt Uebermenschen — beim großen Friedrich! —: das müßte nicht kommen!)

Fünfhundertdreiundneunzig Seemeilen O Commendatore Senatore Professore Dottore Crocco (klingt nicht der Name schon wie ein Befehl: Werde gesund!...?): welche Menge von Bromsalzen werde ich auf dieser Strecke aus dem Mittelmeer in mich gesogen haben! Hätte nur nicht das Uebermaß an allzu salzloser Musik die besänftigende Bromwirkung immer wieder aufgehoben. Das Meer war so himmlisch ruhig: ein Bild der heiligen, großen, stillen Kraft. Amphitrite, die „Ringsumrauschende", hatte die hübsche Weiberlaune, einmal die „Ringsumschweigende" zu sein. Aber die Schiffsmusik duldet kein Leises: mit geblähten Backen stehen die Blechbläser im Kreise und erfüllen die ruhige, laue Luft mit schändlichem Lärm. Die schlechte Sentimentalität gottverlassener Tondichterlinge blasen sie um sich herum wie den klanggewordenen Uebelruch ranzigen Haaröls, und Amerika und Deutschland an Bord finden diesen groben Unfug allright. Knüpfen sich schon zarte Bande (ach: zarte! ach: Bande!), oder ist es noch bloß Flirt?

Es sitzen die Mütter steuerbordlängs,
Es sitzen die Mütter backbordlängs,
Und alle denken: Wird's was?

O ihr gewaltigen Götter des Meers und Göttinnen: warum laßt ihr euch das so ruhig gefallen? Winde, ich rufe euch auf! Stürme, ich beschwöre euch!

Niederfahrender: Kataigis — komm!
Heftig brausender: Lailaps — komm!
Strobilos, wirbelnder — komm!
Komm, o Wasserhose meiner Sehnsucht: Siphon!

Aber die faulen Schufte liegen und schlafen, wer weiß wo, und denken nicht daran, mir zuliebe den Flirt in Seekrankheit zu verwandeln. Haben sie ihr Griechisch verlernt und sprechen auch sie jetzt Englisch?

Ich zog mich aufs oberste Hinterdeck zurück und sang an meine Frau eine Arie der Verzweiflung hin.

Sie aber sagte: „Du bist ein schlechter Mensch."

„Wieso!" heischte ich kurz Erklärung.

„Weil Du den armen Leuten ihr bißchen Vergnügen nicht gönnst", antwortete sie unerschrocken.

„Findest Du diese Tuerei etwa sympathisch?" fragte ich wiederum.

„Nein, aber sie können's nun mal nicht besser", erklärte sie.

Da ergriff mich der Geist, und ich sprach Englisch. „Goddam!" sagte ich. Fuhr aber sogleich Deutsch fort: „Du hast recht. Ich küsse den Saum Deiner liebenswürdigen Toleranz und bekenne, daß ich zu hohe Anforderungen an die Gesten der Mitwelt stelle. Ach, bleib' mit Deiner Gnade und Toleranz bei mir!"

Ehrlich zu sein: Ich habe das nicht ganz so schön gesagt, mich aber immerhin ziemlich gewählt ausgedrückt. Denn ich hatte am Abend vorher in einem modernen Drama gelesen (an dem sich jetzt die Delphine zwischen Korsika und der Riviera ergötzen), und das hatte Blüten in meinen Wortschatz geregnet.

Es kommt der Schwulst von „schwellen";
So bild' ich „Prulst" aus prellen
Und nenne den pretiösen Schwulst
Poetischen Prulst.

(Weshalb meine liebenswürdige bessere Hälfte mich wiederum mit Fug und Recht einen schlechten Menschen nennen dürfte, der armen Leuten ihr bißchen Vergnügen nicht gönnt, obwohl sie's doch nun mal nicht besser können.)

Zur Strafe für meine Bosheit mußte ich am 21. Februar schon früh beim Morgengrauen die Bettleiter hinabklettern.

„Hol' ihn der Teufel!" brummte ich dabei, denn ich war durchaus nicht ausgeschlafen.

„Wen denn?" fragte es aus der unteren Etage.

„Napoleon!" knurrte ich.

Meine Frau schob die Bettgardine so heftig auseinander, daß die Ringe erschrocken aufkreischten, und sah mich unter ihrem hellblauen Haarnetze mit einem Blicke grenzenlosen Erstaunens an. Denn bisher hatte sie von mir alles andre als Verwünschungen des korsischen Parvenüs (Pendant zum altmärker Handlanger) vernommen.

„Korsika kommt in Sicht," erklärte ich. „Ich hätte es immerhin noch etwas erwarten können. Das war aber immer sein Trick: eher da zu sein, als es den anderen angenehm war."

„Bleib' lieber liegen!" riet die wohlerfahrene Gattin: „Wenn Du nicht ausgeschlafen hast, bist Du den ganzen Tag schlechter Laune."

„Wenn ich wegen Napoleon nicht ausgeschlafen habe," erwiderte ich fest, „werde ich den ganzen Tag guter Laune sein. Man muß seinen Göttern auch Opfer bringen können."

Sehr zufrieden mit diesem schönen Axiom, wusch ich mich, nicht ohne das beseifte Antlitz zuweilen zum Bullauge zu wenden, spähend, ob Korsika nicht am Ende doch noch unsichtbar wäre; für welchen Fall der faule Adam schmählich entschlossen war, wieder bettwärts zu klettern.

Aber Held Napoleon (so geheißen von Wolfgang Goethe, der, obwohl auch ihm Wilhelm der Monumentale ein Denkmal gesetzt hat, Seiner Majestät durchaus nicht kongenial ist) läßt sich keine Minute abhandeln: das Nest des Adlers war da.

Ich umgürtete mich mit dem Zeiß-Doppelfeldstecher und stieg hinauf zu meinem Hinterdeck. Die schwarz-weiß-rote Fahne schlief noch im Flaggenkasten. Sie hätte Korsika wohl auch nicht salutiert. Sie salutiert nur reelle Mächte, und der Geist, der von dieser Felseninsel ausgegangen ist, kann nur Anspruch auf den Namen einer geistigen Macht erheben: Einer Großmacht freilich auch heute noch, denn sie hat sich keineswegs in den Gewittern erschöpft, die ihren Namen tragen. „Il reviendra", wie es nach Elba hieß. Wie — wenn er das zweitemal einen deutschen Namen hätte!

Phantasmagorien! Die Politik ist zu einem Wurstkessel geworden, und die Wurstsuppe ist dünne. Heil uns! Die Kleinen sind wieder obenan, die sich so lange unter den Großen geduckt hatten. Die Völker, stärker als er, aber nicht klüger, hoben sie mit ihren Schultern wieder hoch und ließen sich selber mehr und immer mehr zu grimmig festen Basteien für die alten Mächte machen: eine gegen die andere überaus herrlich und trutzig gewappnet und alle sehr stolz darauf, daß sie sich bloß antrotzen, und kein gefährliches Genie mehr da ist, unbequeme Bewegungen hervorzurufen. Quieta non movere! Der böse Hecht (der böse Geist) ist aus dem Karpfenteiche weg, und die alten, moosbedeckten Karpfen werden immer dicker. Manchmal tut wohl einer recht hechtmäßig wild und absonderlich, aber er tut bloß so. Keine Angst! Es sind echte Karpfen und alle miteinander nicht bloß verwandt, sondern auch durch innigste Interessen gemeinschaftlich verbunden. Ueberdies hat es ihnen jener schreckliche Hecht gezeigt, daß es entsetzliche Möglichkeiten gibt, wenn die Völker einmal aus der Ruhe kommen. Der Friede macht behaglich, macht faul. Im sanften Fortschritt setzt der Bürger Speck an, und wer in der Mast ist, denkt nicht an Veränderung, sondern an Verdauung. Die Wissenschaften haben ihre Rüpeljahre hinter sich, da sie Gesetze entdeckten und aus den Gesetzen gerne verfängliche Beschlüsse ziehen mochten. Sie sind zu Techniken geworden, die in der Hauptsache praktische Bequemlichkeiten erfinden. Aehnlich die Künste. Sie regen nicht mehr auf, sie regen ab. Gott Lob und Dank: der große Inhalt fehlt, und Sehnsucht gilt als geschmacklos. Schon hat man das Ohr bis dahin ausgebildet, daß es blau und grün hört und die verschiedensten Perversitäten einer immer raffinierter werdenden Geschlechtlichkeit

in Tönen wohl zu unterscheiden weiß, während es für den plumpen Aufschwung einer gemein gemüthaften Musik glücklich taub geworden ist. Bald wird man auch das Auge ähnlich weit haben. Schon sehen die Précurseurs Moll und Dur; schon verkünden sie, daß eine Malerei, die außer Netzhautempfindungen auch Gefühle außerhalb des Optischen erregt, Pöbelkunst ist. Alles dies trägt dazu bei, den Geist der Sammlung, der immer bedenklich ist, weil er kräftigt und auf Kraftentfaltung vorbereitet und drängt, durch den Geist der Zerstreuung zu vertreiben. Byzanz, das prächtige Byzanz funkelt heran. Eine Schönheit ohne lebendigen Inhalt macht sich breit. Bald wird sie sich lächelnd zum Niedlichen bekennen. Denn auch die großen Worte (übrigens ungefährlich) werden bald nicht mehr beliebt sein. Alles geht ausgezeichnet, seitdem die Menschheit und ihre kleinen Götter durch keinen Titanen mehr gestört werden. Die Unzufriedenen bellen heute bloß und beißen nicht. Jener Hyperion, der Titane von Korsika, der den Helios einer neuen Zeit erzeugen wollte mit seiner Schwester, der Revolution, war ihr letztes Gebiß. Man stopft ihnen das belfernde Maul gleichfalls mit kleinen Behaglichkeiten und darf sich der Zuversicht hingeben, daß einmal auch sie das Maul halten werden. Dann ist's erreicht und das Fettnäpfchen voll.

Als ich in solchen Gedanken das graublau umduftete gelbgraue Felsgemäuer von Korsika eben im Meere verschwinden sah: versinken dem Auge, aber nicht der Erinnerung, die dieses Bild einer schicksalsstarren Größe und Einsamkeit nie verlieren kann, erscholl unter mir ein dreifaches Hurra. Es war ein sächsisches Hurra: sehr hoch und schneidig, aber doch mit dem gewissen Untertone jener nicht ganz echten Gemütlichkeit, die nur meine sächsischen Mitbürger zu vokalisieren imstande sind. Ich hätte am liebsten mit nassem Lehme geworfen. Doch war es gut, daß ich keinen zur Hand hatte, denn, ungestört durch die Projektile eines entarteten Landsmanns, konnte der Sachse nun seinen Triumphschrei wie folgt kommentieren: „Es is doch wärklich ä Hochgefiehl, Madilde, wemmer bedenkt, daß mer auf so äm brachdvollen deitschen Schiffe, so äner Vergerberung deitscher Macht und Herrlichgeet, an dem gottverfluchten Neste vorbeifahren darf, wo der Mann geboren worden is, der es sich hat unterstehen genn, der deitschen Freiheit den Garaus machen zu wolln. Wie stehmer heite da, Madilde? Jeberleg drsch emal!"

Gelobt sei Mathilde, daß sie auf diese Hochgefühle nicht einging, sonderen anderen Ueberlegungen Ausdruck verlieh, indem sie sang: „Nu freilch! Awwer gomm! Mer wolln Gaffee dringgn!" —

Ich muß nicht ganz vergnügt ausgesehen haben, als ich kurz darauf meine Frau am Frühstückstische begrüßte. Denn sie sagte: „Siehst Du, Du hast doch schlechte Laune."

Aber da schämte ich mich gleich und antwortete lachend: „Nein, es ist mir bloß die Laus über die Leber gelaufen."

Derlei grobe Finessen der deutschen Bildersprache versteht die Toskanerin noch nicht, und so fragte sie mich, was dieser unappetitliche Tropus bedeute.

Nicht immer bin ich das erwünschte Lexikon, aber diesmal erklärte ich, daß die Laus auf der Leber soviel wie Zorn heißt: schneller Zorn, bereits vergangener Zorn.

Sie fand das Bild verrückt, aber gut, und freute sich herzlich, daß die Laus kein Elefant war. „Denn", sagte sie, „bei Dir kommen auch Elefanten vor. Und manchmal machst Du aus einer Laus einen Elefanten."

„In diesem Falle sagt man Mücke", dozierte ich, „und wenn zugleich vom Ohr die Rede ist, bedient man sich des Flohs, während man beim Teufel von Fliegen spricht."

Seitdem frißt bei ihr der Teufel in der Not Elefanten, die Flöhe spazieren auf der Leber, und in den Ohren sitzen Läuse.

Aber sie gibt nun endlich zu, daß die deutsche Sprache zwar nicht schöner ist, als die italienische, aber bei weitem lustiger. Denn in der Tat wissen die Italiener mit dem Tierreich nichts anzufangen. Daß wir einen dummen Menschen einen Ochsen oder Esel nennen, erklären sie z. B. für eine ganz unangebrachte und sinnlose Beleidigung dieser Vierfüßler. Und wenn sie einen Menschen einen Affen heißen, so wollen sie ihm eine Schmeichelei sagen. Nur beim Schwein und Bock berührt sich ihre Sprachzoologie mit der unsrigen.

Ich verbrachte den Tag mit der Lektüre der „Worte Napoleons", die Dr. Kircheisen zu einer schönen Sammlung im Verlage von Lutz in Stuttgart vereinigt hat. Welch ein Mensch! „Das Meer ist ein großer Anblick", schrieb Goethe an Charlotte von Stein: nichts weiter. So findet man auch, steht man dem Phänomen Napoleon gegenüber, keine Worte außer dem Bekenntnis: ein großer Anblick. Das Jenseits von Gut und Böse wurde in ihm zum menschlichen Ereignis, das die Größe einer Elementargewalt hat. Man schweigt und denkt nicht daran, es geistreich zu beleuchten. Es ergreift. Aber nicht tragisch. Napoleon steht über dem menschlich Tragischen seines Geschickes. Wo findet sich dies außer bei ihm und Christus? Sein Tod war elender als der des Gekreuzigten. Das edle Albion ließ ihn langsam verrecken: es gibt kein besseres Wort für diese Schändlichkeit, deren sich heute noch jeder Engländer von adeliger Gesinnung schämt. Aber die unerhörte Qual dieses langsamen Sterbens drückte diesen Geist nicht, sondern sublimierte ihn hoch noch über alle seine Taten hinaus. Er gewann seine volle Größe erst in seiner äußeren Erniedrigung. Es begab sich das Wunderbarste, das die Weltgeschichte kennt: seine Menschenverachtung (in der seine tragische Schuld liegt) fiel von ihm ab, als ihr die schmerzlichste Gelegenheit wurde, sich aufs unwiderleglichste bestätigt zu sehen. Welch ein Mensch! Nicht: Uebermensch! Wie man eigentlich nur Goethe lesen sollte, sollte man nur Napoleon-Geschichte treiben. Aber man müßte dann sogleich entschlossen Einsiedler werden und überdies jeden Spiegel aus seiner Nähe bannen.

Heroenkult! O Gott ja! Wenn wir nur wenigstens dazu noch Kraft der Sammlung und Andacht hätten!

Tsching-tsching-tsching-darada! Tsching-darada bum!

Yankeedudeln wir ruhig weiter! Die Doppelschraube treibt zum alten Griechenland. Wir werden Syrakus mit dem schönen Lied begrüßen:

Dann geh' ich zu Maxim!
Da bin ich sehr intim!
Ich nenne alle Da—amen
Bei ihren Kosena—amen.

Nassen Lehm her!

Tagebuch. Von Hermann Bahr.

Sankt Veit, 30. Mai. Das wäre jetzt, hier in meinen Rosen, alles sehr schön, wenn man sich nur dieser entsetzlichen Manie der Wiener, einen fortwährend mit Einladungen zu bombardieren, erwehren könnte. Warum glaubt mir niemand, daß ich allein sein will? Ich vertrage diese Art von Wiener Geselligkeit, in welcher ja ein wirkliches Gespräch nicht möglich ist, sondern alles verschwätzt, vertuscht, verpaßt wird, einfach physisch nicht mehr, mir tun nach fünf Minuten von dieser surrenden Dummheit Augen und Ohren und der Bauch weh, und es ist kein Vergnügen, sich drei Stunden lang nur immer warnend vorzusagen: Nein, schlage nicht mit der Faust auf den Tisch, denn erstens nützt es nichts, und zweitens machen es dir dann alle nach, weil sie glauben, daß es wieder eine neue Mode ist! Uebrigens müßten einmal die Psychologen die verblödende Kraft der Geselligkeit untersuchen. Nimm die fünf gescheitesten Menschen, die du kennst, setze sie um einen Tisch herum, und es werden sieben Idioten daraus. Woher kommt das? Dieses fruchtbare Geheimnis sollte man erforschen. Mir liegt aber jetzt näher, nachzusinnen, wie man sich denn gegen Einladungen schützen könnte. Anderswo genügt es abzusagen; nach dem zweiten- oder drittenmal verstehen einen die Leute. Allenfalls mag man noch hinzufügen: ich arbeite, ich bin ungesellig, ich bin ein Sonderling, oder so. Hier aber fängt es dann erst recht an. Zunächst glaubt einem das kein Wiener, weil es hier Brauch ist, nie das zu glauben, was einer sagt. Ferner steigt man nun erst im Wert, weil es für den Wiener einen viel größeren Reiz hat, jemanden einzuladen, der nicht mag, als einen der mag. Und schließlich wird einem sofort die Frage gestellt, die ja der Wiener immer bereit hält: Was haben Sie gegen mich? Und: Was habe ich Ihnen eigentlich getan? Nun haben mir die meisten ja wirklich nichts getan, als daß sie auf der Welt sind, wogegen mir doch leider ein gesetzliches Mittel nicht zusteht. Daß ich aber deswegen, weil ein Mensch mir nichts getan hat, notwendig verpflichtet sein soll, mir von seiner Köchin den Magen verderben, und mich von seiner Frau einen Abend lang anäugeln zu lassen, diesen Zusammenhang sehe ich nicht ein, und daß ich das nicht einsehe, sieht der Wiener nicht ein, und nun kommt noch dazu, daß wir uns auch in der Rechtsauffassung nicht einigen können, die hier über Autoren, Schauspieler, Musiker, Maler und derlei öffentliche Individuen herrscht. Die Streitfrage ist, ob jemand, der sich einen Sitz im Theater oder ein Billett zur Ausstellung oder ein Buch kauft, dadurch implicite schon das Recht erwirbt, daß, wer in diesem Theater spielt oder ein Bild dieser Ausstellung gemalt oder dieses Buch verfaßt hat, fortan bei ihm abendessen muß. Ich gestehe, mit meiner Meinung, daß der Vertrag, der durch den Ankauf eines Billetts oder eines Buches zwischen dem Schauspieler, Maler, Autor und dem Käufer entsteht, nicht unbedingt schon diese Verpflichtung enthalte, völlig allein zu sein. Praktisch hat sie wohl auch weiter keine Bedeutung, weil die Käufer ja, was ihnen das Recht etwa versagen könnte, sich mit Gewalt nehmen würden, einfach durch einen allgemeinen Strik: Kommen die Schauspieler, Maler, Musiker nicht mehr zur Fürstin Poseles, so wird einfach die Fürstin Poseles nicht mehr ins Theater und nicht mehr zu den Malern und Musikern kommen. Denn das ist das Verhältnis des Wieners zur Kunst: er will mit ihr auf dem Besuchsfuß stehen. Man kriegt das manchmal ganz deutlich, schwarz auf weiß.

„Wollen Sie, verehrter Meister, uns die große Freude machen und nächsten Mittwoch usw. Auch von meiner Frau soll ich die herzlichsten Grüße melden, sie liest eben Ihr neues Buch und geht wie träumend herum." Aha. Die Rechnung wird präsentiert. Wir haben dein Buch gekauft, also hast du die Pflicht, dich an unserem Tische zu zeigen. Die Leute geben sich nicht einmal die Mühe, das Geschäft ein bißchen zu maskieren. Und sie lassen einem nichts nach. Do ut des. Ich war bei deiner Premiere, du mußt also zu mir. Und wenn man sich so bei einer Wiener Premiere nun das Parkett und die Logen ansieht und vor Augen hat, wohin so ein Autor überall muß, dann tut er einem doch sehr leid und man begreift vieles.

3. Juni: „Kunstschau", Ausstellung der um Klimt. Drei prachtvolle Sachen: die neuen Bilder von Klimt, die Werkzeichnungen Koloman Mosers für die Kirche Wagners am Steinhof, mit allen Studien und Entwürfen, und die Säle der Theaterkunst. Klimt kennt doch noch immer eigentlich kein Mensch, sie bewundern nur seine Hand. Mich aber ergreifts immer wieder mit einer wunderbaren Macht, hier zu sehen, was man sonst nur denkt. Es klingt ja so dumm, ich weiß, aber ich kanns nicht anders ausdrücken: Hier ist eine Weltanschauung gemalt, unsere. Es klingt entsetzlich, und nun gar: Monismus klingt mir noch ärger, es hört sich entsetzlich an: er malt unseren Monismus. Versteht man aber dies nur und nimmt nun noch dazu, daß er davon sicher gar nichts weiß, daß er wahrscheinlich lachen würde, daß für ihn alle Gedanken Erscheinungen sind, daß er nicht anders als in Farben und Formen denkt, daß, was wir wissen, er uns zeigt, so enthält es doch seine Bedeutung ganz. Wird's mißverstanden, so muß es natürlich einen Unsinn geben, und Gott schütze mich und ihn vor den Snobs, die nachlallen werden, daß er der Maler Haeckels ist. Ich kann mir aber nicht helfen, ich nehme mir immer, im Gefühl seiner Bilder, dann Haeckels Radiolarien her. Hier ist Schmuck, gleißendes Geschmeide, aber es sind doch Organe von Tieren. Ganz so sieht Klimt den Menschen, sieht er die Frau: ein Stück Schmuck. Ein Auge, ein Mund, ein Finger, ihm ist es ein Edelstein, ein Glanz. Ja, man wird sagen, ich bin aber mehr, ich weiß es doch! Glaubt ihr, daß der Stein nicht auch mehr ist? Daß er es nicht auch weiß? Daß er nicht auch lebt? Es kümmert euch nur nicht, ihr habt kein Gefühl dafür, ihr habt nur Augen für den Stein. Und so macht Klimt es mit euch: er hat nur Augen für euch, nichts als Augen. Da seht ihr denn dann den Steinen oder Blumen gleich. Während wieder, wenn er Blumen oder Steine malt, diese für ihn Menschen gleich sehen. Er hat eine Sonnenblume da, ein Bild, das mich toll und trunken macht, vor Lust, und mir so schön ist, als jener Spargel des Manet. Es ist das Porträt einer Sonnenblume, man kann es nicht anders sagen. Sie muß ihm gesessen sein und, mit zärtlichen Worten, guten Blicken, hat er sie gehegt, bis sie lächelnd sich ihm erschloß. Er kennt sie, wie man eine Frau kennt. Und man sieht ihr an, daß er noch mehr von ihr weiß, als er uns verraten will. Was ja schließlich alles nicht seine Erfindung ist: das alte Märchen hat es auch; und auch die neue Wissenschaft hat es. Das alte Märchen kennt, wie die neue Wissenschaft, keinen Unterschied des Menschen vom anderen, sondern mitten im anderen steht der Mensch drin und ist dasselbe. So hat er es immer schon gefühlt, so weiß er es jetzt. Aber sehen, mit meinen Augen vor mir sehen, läßt es mich keiner in solcher Kraft als Klimt. Wozu nun noch kommt: es gibt Maler, die große Denker sind, sie können nur

nicht malen; und andere, die malen können, denken nichts; er aber, ohne selbst an sein Denken zu denken, malt es, er schaut das letzte Wissen unserer Zeit. Und dann kommen die Kritiker und finden, das sei Kunstgewerbe. Auch wieder wienerisch ist dies, daß es einem hier gelingen kann, berühmt zu werden, aber unbekannt zu bleiben. Es ist vielleicht unser größtes Glück: Alle schauen uns zu, aber keiner weiß von uns. Es geht ja dem Kolo Moser nicht anders. Sehr berühmt, sehr beliebt, große Karriere; Professor, Franz Josefs-Orden, es wird ihm noch passieren, daß er in die Akademie kommt. Und wenn man nun jemanden um ihn fragt, sagt jeder prompt: Kolo Moser, no natürlich, Quadrateln! Und keiner ahnt die tiefe Frömmigkeit dieses Künstlers. Fromm, das ist das Wort für ihn. Hier vor seinen Werkzeichnungen merkt man es nur leichter. Aber die Andacht sitzt ihm tief im Herzen drin, er hat sie, was er immer auch machen mag. Alles wird ihm zur Legende, so sieht er alle Natur, sie singt ihm immer Gottes Lob. In seinen Skizzen zur Genovefa ist das auch so wunderschön. Not lehrt beten, heißt es; da hat aber einen einmal Lust beten gelehrt, und man sieht, daß die Methode nicht schlechter ist. O Kolo, du bist eigentlich ein Franziskaner, nie hat der heilige Franz einen innigeren Jünger gehabt!

Mosers Entwürfe zur Genovefa, Rollers zu Wagner, Mozart, Pfitzner, Ibsen und Hauptmann, Czeschkas wunderbarer Wotan und sein merkwürdiger Tristan. Alles, was in anderen Ländern von den Malern heute für das Theater gemacht wird, wirkt daneben klein und leer. Wir hätten hier jetzt alles, um das erste Theater der Welt zu haben. Alles ist da. Es fehlt nur einer, um es aufzunehmen. Nicht einmal ein Leiter müßte das sein, sondern nur einer, der so klug wäre, sich von den Malern leiten zu lassen. Aber man spielt lieber Husarenfieber und Stradella.

Klimt, Moser, Roller, Czeschka, Metzner und Moll, das zuckende Talent des jungen Kokoschka, das neugierig macht, wohin wohl eigentlich es noch geraten mag, Merkwürdiges von Mileva Roller, Kleider von Magda Mautner, Dita Moser und Rosa Rothausl, Prächtiges aus der Wiener Werkstätte und ein ganzes Landhaus von Josef Hoffmann, man geht stundenlang herum und ermüdet nicht, während ich es sonst in Wiener Ausstellungen keine fünf Minuten mehr aushalte. Ueberall der schönste Wille, manche verwegen ungebärdige Kraft, und Jugend, so viel Jugend, Jugend und Zukunft überall. Ihr hat Klimt sich vorgespannt, ich finde das so wunderschön von ihm (während sonst in Oesterreich alle doch Jugend nur gelten lassen, solange sie sie ziehen soll). Aber er sollte seinen großen, hohen und feierlichen Namen nun nicht auf Einladungen zu five o'clock teas setzen. Ist es, um Bilder zu verkaufen, wirklich nötig, so das äffisch aristokratelnde Bürgertum zu locken, gut! Wenn das sein muß, um irgendeinen strotzenden Bankier, irgendeine schmachtende Bankiere damit einzufangen, gut! Haltet euch die Nase zu und macht den Schwindel mit, gut! Aber laßt den Klimt in Ruh! Mir tut's weh, wenn ihr ihn vor die Bude schickt, um mit Festreden Minister, Hofräte und Laffen anzustrudeln und vor den Snobs Parade zu stehen. Unsaubere Dinge gibt's überall, die gehören einmal zum Geschäft, ich weiß schon: non olet. Aber dafür hält man sich einen Hausknecht oder Kommis, die besorgt doch nicht der Herr selbst. Macht Klimt nicht gemein mit dem Mob, Freunde! Wer euch gern hat, dem tut's weh.

4. Juni. Hätte ich jemanden zu erziehen (was ich mir jetzt manchmal sehr wünsche, es dürfte nur mein eigenes Kind nicht sein, ich mag mich nicht im Spiegel sehen), ich würde ihm jede Stunde sagen: Lerne verehren, dann aber lerne gleich keinen Respekt haben! Die meisten bringen es freilich nicht einmal dazu, auch nur den Unterschied zu fühlen. Respekt haben ist beamtenhaft, bedientenhaft, untertänig, knechtisch, kriechend; aber Verehrung ist Freiheit, und vielleicht die einzige Art, sich gegen das Große zu behaupten.

Lerne verehren und lerne verachten und dann, in der Mitte von Verehrung und Verachtung, in Dich abgegrenzt, sei, was Du bist!

5. Juni. Ich spiele mit dem Gedanken an ein Stück oder einen Roman, der heißen soll: „Der unfähige Mensch." Nämlich, „fähig" nennen wir einen Menschen nur so weit, als er den anderen nützen kann, als er brauchbar ist, als er den anderen dient. Wir sagen damit über ihn nur aus, was wir von ihm haben, wir anderen. Niemals aber wird, in Urteilen über Menschen, gefragt, was denn einer selbst von sich hat. Dies geht ja auch die anderen nichts an, ihn aber doch, eigentlich. Ich kann mir einen denken, der, alles abwägend, hier, was er im Dienste der Menschen gewinnen kann, dort, was er dafür verlieren muß, sich zuletzt bedankt und es vorzieht, lieber „unfähig" zu sein, weil er nicht aus sich fort will (worin allein doch schließlich immer alle „Fähigkeit" besteht), weil er sich bei sich zu wohl fühlt, weil er denkt, daß es den Tausch nicht lohnt. Dies wäre dann ein rechter Urchrist. Urchristlich war es, den Dienst der Welt zu verschmähen, um ganz zu bleiben. Und es kommt immer wieder eine Zeit, wo die Menschheit solche ganze Menschen braucht, weil sie nämlich von den anderen, den halbierten, den geviertelten in ihrem Zustand der äußersten Erschöpfung nicht mehr leben kann. Es zeigt sich dann, daß die „staatserhaltenden Kräfte" so lange von sich alles hergegeben haben, bis nichts mehr da ist: der „Staat" geht an den „Erhaltenden" gerade zugrunde, sie haben nichts mehr für ihn herzugeben, und er kann sich nicht anders helfen, als indem er nun in der Not die „Zerstörenden" anruft, jene draußen, welche nämlich ihm fern und darum voll geblieben sind. Weshalb ein „Staatsmann" eigentlich Anarchisten züchten müßte, als das einzige Reservoir, aus welchem die durch das Dienen erschöpften Rassen wieder gefüllt werden können. Wie man aber aus Zerstörenden in der Not Erhaltende gewinnt, das wäre auch ein Roman, nämlich der der katholischen Kirche, welcher aber für den heutigen Geschmack doch zu phantastisch und unwahrscheinlich ist.

6. Juni. „Zeitkunst Wien 1901—1907" von Berta Zuckerkandl, bei Hugo Heller verlegt. Ein tapferes Buch für die Kunst, und die Hiebe sausen auf die Wiener Dummheit. Es ist ein Vergnügen, dieser ungeduldig losfahrenden Frau zuzusehen, die immer mit dem Kopf durch die Wand zu rennen scheint und immer zuletzt wieder recht behält, während jedes neue Jahr die Bedächtigen dementiert. Sie hat etwas von einem Husaren und hat etwas von einem Diplomaten (von der Bismarckschen Schule der großen Ehrlichkeit, mit der man den verblüfften Feind am leichtesten bekriegt), und zusammen gibt das den besten Journalisten für die Kunst, den wir jetzt in Oesterreich haben.

7. Juni. Furchtbares Unglück in Ottakring. Eine Zelluloidwarenfabrik verbrennt. Achtzehn Tote.

8. Juni. In Wien war am 24. Januar 1903 ein Zelluloidbrand, mit zwölf Verletzten. Dann am 23. März 1905 wieder einer, mit einem Toten und fünf Verletzten.

Dann am 15. Mai 1905 einer, mit achtundfünfzig Verletzten. Dann am 22. September 1905 einer, mit vier Toten und elf Verletzten. Jetzt sollte man denken, es wäre genug. Nein, demselben Mann, der vor drei Jahren seine Wiener Fabrik, dem schon dreimal in Ungarn die Fabrik abgebrannt ist, diesem viermal gezeichneten Mann wird erlaubt, zum fünften Mal abzubrennen. Er hat nur die ärmsten Leute, denn alle wissen, daß täglich ihr Leben eingesetzt wird; alle reden täglich davon. Die Nachbarschaft regt sich auf, die Hausbesitzer gehen zur Behörde und beschweren sich. Die Behörde, die Statthalterei, findet aber, daß „bei ordnungsmäßiger Durchführung der angeordneten Maßnahmen die Gefahr für die Umgebung und für die im Betrieb beschäftigten Arbeiter auf ein solches Maß herabgemindert wird, daß von einer besonderen, durch die Art der Anlage bedingten spezifischen Gefahr kaum gesprochen werden kann". Und dann findet sie noch, daß man einen solchen Betrieb ja nicht isolieren könne, weil dies dem Fabrikanten zuviel kosten würde. Was alles genau so österreichisch gedacht ist, als österreichisch stilisiert. Und die Behörde beruft sich auf die „ordnungsmäßige Durchführung der angeordneten Maßnahmen"; es kann Euch nichts geschehen! Aber es geschieht natürlich, daß die „Maßnahmen" nicht „ordnungsmäßig" durchgeführt werden, sondern gar nicht. Dies erfährt die Arbeiterzeitung und schlägt Lärm, am 18. Dezember 1906, kaum ein halbes Jahr nach der Eröffnung der Fabrik. Nun werden „Erhebungen gepflogen" und es wird „amtlich" festgestellt, „daß der Betriebsunternehmer mehrere rechtskräftige Bedingungen des Betriebskonsenses nicht erfüllt hat." Und die Folge davon ist? Ja, wir sind in Oesterreich! Dem Fabrikanten, der die Bedingungen nicht erfüllt, die man an ihn stellt, um die Gefahr so „herabzumindern", daß die Gefahr „kaum" mehr eine Gefahr ist, dem Fabrikanten, der nicht einmal diese „rechtskräftigen" Bedingungen erfüllt, wird der Betrieb gesperrt? Nein, wir sind in Oesterreich. Nein, sein Betrieb wird nicht gesperrt, sondern nachdem die „Erhebungen" ergeben haben, daß es dem Fabrikanten nicht einfällt, die angeordneten „Maßnahmen" vorzunehmen, wird ihm dafür erlaubt, fortan mehr Zelluloid einzulagern als bisher. Und diesen Teil der behördlichen Verfügung erfüllt denn der Fabrikant auch. Und dann, obwohl doch eigentlich „kaum" mehr eine Gefahr gewesen wäre, wenn sich nur der Fabrikant an die Maßnahmen gehalten hätte, was ihm die Behörde doch, als er es durchaus nicht tat, noch einmal dringend empfahl, dann brennt alles ab und achtzehn Menschen sind tot, und der Fabrikant baut sicher jetzt seine Fabrik in einem anderen Bezirk, und die Behörde findet sicher wieder, daß es „kaum" eine Gefahr hat, wofern er sich nur entschließen möchte, ihre Anordnungen durchzuführen, was sie ihm wieder sicher sehr empfehlen wird, so daß, wenn er es sicher wieder nicht tut, sie doch wahrhaftig keine Schuld trifft. Ich höre doch von Schwärmern jetzt oft, daß wir in Mazedonien, und noch weiter, Pläne haben (was übrigens ja unsere natürlichste Politik wäre, weshalb es wohl auch nur beim bloßen Schwärmen bleiben wird). Da würde ich, wenn man solches wirklich vorhat, es doch aber rätlich finden, vorher zu versuchen, ob sich denn unsere Verwaltung nicht irgendwie doch auf die Höhe der türkischen bringen ließe.

Das eigentliche österreichische Problem ist jetzt, ob wir durch das allgemeine Wahlrecht stark genug geworden sind, uns eine wirkliche Verwaltung zu schaffen. Das ist so lange nicht möglich, als die Verwaltung bei uns nur zur Versorgung unseres unfähigen Adels dient. Damit dieser zu leben hat, sollen wir sterben. Natürlich wären wir stärker als er, hätten wir dies nur erst als unser eigentliches Problem erkannt. Er verhindert es, indem

er bald eine Nation gegen die andere, bald die Kirche auf den Bürger, bald den Bürger auf den Arbeiter hetzt. Und alle Nationen und die Kirche und alle Klassen lassen sich von unserem Adel foppen, der auf sein historisches Recht pocht, ausgehalten zu werden.

9. Juni. Die Mildenburg gestern als Dalila. Das ist von einer solchen übermenschlichen Kraft und Größe des Ausdrucks, daß man den Atem anhält, vor Bangigkeit. Mir fällt immer ein Wort Goethes an Bettina ein, als wär's eigens für die Mildenburg gesagt: „Du bist der Prosa auf den Kopf getreten, aber nimm Dich in acht, daß sie Dir nicht in die Fersen beißt."

Ein Dichter.*) Von Emil Geyer.

Er heißt Rudolf Borchardt.

Sie sind an den Fingern einer Hand herzuzählen, die unter den Deutschen von heute den erlauchten Namen des Dichters im reinsten Sinne verdienen. Hier kommt einer, würdig der Aufnahme in die höchste Geistergilde.

Und ein schmales Büchlein ist geeignet, die Erlesenheit seines Talentes einem allgemeineren Bewußtsein einzuhämmern: es ist vor kurzem im Inselverlag erschienen und enthält ein Gedicht, dessen Titel „Das Buch Joram" lautet.

I.

Rudolf Borchardt hat in stolzer Zurückhaltung und im Gefühl einer großen Verantwortung bisher nur weniges der Oeffentlichkeit preisgegeben und dieses Spärliche erst nach jahrelangem Ruhen im Zustande der Vollendung. Ich kannte Verse, die in der von Bierbaum geleiteten Zeitschrift „Die Insel" vor fünf Jahren abgedruckt waren. Und später war einiges zu lesen in dem vom Zeitlerschen Verlag herausgegebenen Almanach. Diese „Pathetische Elegie", diese Sonette, diese „Saturnische Elegie", diese „Heroische Elegie" ließen sogleich die Physiognomie eines Erwählten und Hochgesinnten, den nur die „lichten Zinken" locken, erkennen, Zeugen eines ungemeinen Formensinns, der stolz und ehrfürchtig zugleich ist: ehrfürchtig, weil er nicht vermeint, daß die Welt mit ihm neu beginne, sondern die Gestalten von Wort, Vers, Ton, die in den Gattungen der Dichtung vorgeformt sind, als etwas Objektives und Ueberindividuelles empfindet, als geheiligte Gefäße, deren sich zu bedienen hat, wer geweiht ist; stolz, weil diese köstlichen Gewande nur tragen darf, wer Körper, Gang und Haltung für sie hat — und er fühlt, daß er sie hat —, weil in diesem von allen Großen geschaffenen, klassischen Erbe nur bestehen kann, wer ein Herr ist. In jenen Versen freilich ist er noch verzaubert von den großen Stimmen, Klänge und Formen spielen mehr an ihm als einer willig tönenden Harfe, und es ist wie an jenen Statuen früher Kunstübung noch alles Gewand, das mit dem Körper seines Genius nicht mitgeht, ihn mehr verhüllt als lebensvoll ausprägt. Noch ist er nicht Herr seines Reichtums, sein Reichtum besitzt ihn.

II.

Dann kam diese wundervolle Uebertragung von Platons „Lysis". Man muß nämlich wissen, daß Borchardt Philologe ist, — auch darauf ist er sehr stolz. Und es steht einem Dichter gewiß wohl an, wenn seine Erfülltheit von Sprache und ihren Forderungen sich nicht mit der, worin er geboren ist, zufrieden gibt. Denn die Sprachen sind erlesene und köstliche Dinge, und eine jede ist beladen mit unendlichen Entzückungen, angefüllt mit dem tönenden Widerhall von unermeßlichem Leben, ja dieses unermeßliche Leben selbst, und wer Ohren hat zu hören, vernimmt eine jede als eine einzige Symphonie ihrer Harmonien und

*) Vorabdruck aus der demnächst im Verlag Haupt & Hammon, Leipzig, erscheinenden Essayammlung „Vom Pathos der Zeit" von Emil Geyer.

Melodien, und er empfindet sie als „tiefe Brunnen", in deren jedem ein abgeleiteter Quell von Urgeheimnis aufgefangen ist, und blinkende Eimer, aus denen Ahnung und Schauer davon ihn ansprüht, können sein ein Ich-weiß-nicht-was von Klang und Rhythmus und Bild, ein Nicht-zu-erklärendes am Gefüge der Worte und am Bau der Sätze, oder ein Partikelchen vor- oder nachgesetzt, oder eine nur hier so merkwürdig gedrehte Wendung. Und gar Griechisch! Es mag einem deutschen Dichter manches ins Ohr sagen, damit er es der eigenen Mutter anvertraue. Borchardt ist ein unersättlicher, tief berauschter und apollinisch klarer Freier der Sprachen und ihrer großen Ausgipfelungen in der Dichtung. Und wie hat er das Griechisch des Platonischen Dialogs umworben und erworben, seine Seele und seinen Leib erlebt, in sich getrunken, als ein Eroberer bezwungen!

Rudolf Borchardt hat es gewagt, seine Uebertragung des Platonischen Dialogs mit dem von ihm selbst verfaßten „Gespräch über Formen" in einem Buch zu vereinigen, — und er durfte es wagen, auch wenn es nicht in seinem Schlußteil wunderschön vom „Lysis" handelte und sonst auch von Uebertragungen aus der Antike überhaupt. Es ist Platos wert in der hohen Gesinnung und Haltung und dem großen Charakter des Stiles. Nur die leichteren Stellen des Gespräches klingen nicht ohne Zwang und Härte und sind noch weit von der bestrickenden Anmut und Serenitas des Griechen; auch verrät ein gewisses Sich-und-andere-herausfordern noch nicht ganz gefestigte Sicherheit. Sein Standpunkt ist der unnachgiebigste, der sich denken läßt. Er wehrt sich aufs heftigste gegen die Uebersetzungen, weil Formen inkommensurabel sind, mit unersetzlichem Eigenleben: „es kommt auf den ‚Sinn' nicht an; es kommt nicht an auf das, was bleibt, wenn die Formen zerbrochen sind". Und mit „jedem Recht auf Wirkung, das dem Kunstwerk zukommt, und ohne das halbschlächtig Rechtlose, das um Uebersetzungen fast immer herhängt", kann eine Uebertragung nur dann sein, wenn sich der Zufall und Glücksfall ereignet hat, daß eine fremde Dichtung einem Dichter genau so Erlebnis, formbildendes und formzwingendes Erlebnis geworden ist, wie irgendein anderer Antrieb und die Uebertragung nur ein wahlverwandter Teil seines Schaffens überhaupt war, weil aus dem Original ihn seiner Art, seinem Stil, seinem Weltbild Gemäßes rief und bannte.

Und sein „Lysis" war Erlebnis. Wir haben nun dieses von allen Chariten umspielte Kunstwerkchen des Gesprächs, dieses frühlinghafte Vorspiel zum „Gelage" in kunstvollster Eindeutschung! Wie hat Borchardt unser Deutsch gemodelt, geknetet, geschmeidigt und gestreckt, bis es mühelos dem ungemeinen Formenreichtum des Griechischen, der Fülle seiner gesprächhaften Wendungen, Ausweichungen, Abbiegungen, Einwürfen sich anpaßte (schwierigste Aufgabe im Deutschen, das für das beziehungsreiche, mit allen Urbanitäten und Schalkhaftigkeiten geschmückte Gespräch ein sehr schlechtes Material ist) und die verschlungenen Linien des unendlich biegsamen Satzbaues mit seinen Verschränkungen sicher nachziehen konnte! So ist ein außerordentliches deutsches Sprachkunstwerk entstanden, das zugleich als feinsten Reiz den fremden Duft einer anderen Rasse und Sprache ausströmt. Wie es die Meisterwerke der Uebersetzung immer tun. Wie etwa der Schlegelsche Shakespeare ganz deutsch und doch zugleich englisch ist.

Und dieser „Lysis" von Borchardt läßt die Sehnsucht erwachen, — trotz seines Einspruches sei es gesagt —, es möchten die wenigen Dichter unseres Geschlechtes von großem Formwillen, die die Antike wirklich erlebt haben und deren verwandte Art es darf, uns, statt der Gelehrten und statt Willamowitz, gegen dessen rasches Uebersetzen, das flach und verflachend ist, sich Borchardt mit Recht eifervoll wendet, die großen Gedichte der Alten neu dichten. Wie Hölderlin es zum Teil gelungen. Wie Hofmannsthal in seinen unbeschreiblich herrlichen Alkestisfragmenten. Hofmannsthal könnte es wohl und Stefan Georges erhabenherrische Seele. Und Friedrich Gundolf etwa. Und gewiß Rudolf Borchardt.

III.

Er ist von höchstem künstlerischen Ethos erfüllt, ein Verehrender und ein Stolzer. In der „Rede über Hofmannsthal" weiht er Hofmannsthal und George, seinen Heroen unter den Mitlebenden, herrliche Kränze in tiefen Farben der Liebe und Ehrfurcht. Und der

heilige Eros des Jünglings und die heiße Dankbarkeit des unendlich Beschenkten und in seinen innerlichsten Antrieben Versicherten — die Rede ist vor sechs Jahren gehalten, und Borchardt war damals in den ersten Zwanzigen — offenbaren ihm die tiefsten Bezüge im Werke Hofmannsthals und schenken ihm die leuchtendsten Worte.

„Man habe sich den Erzeugnissen neuerer Dichter absolut gegenüberzustellen, mit keiner anderen Intention als der, ein gehobenes Menschliches darin zu finden, woran sich unbedingt teilnehmen lasse." Dieses Wort Hofmannsthals ist sein Bürge; die „Rede" soll ein Zeugnis einer Gesinnung sein, die jene anmaßliche und falsche „Gerechtigkeit", die ertötet, ablehnt, — „Gerechtigkeit, geschichtliche oder welche immer, die wundervolle Form, in der individuelles Genie sich ausdrückt, ist unmöglich und sinnlos als Tendenz einer Epoche", — sie will Leben und „Antrieb" sein. Und so wächst sie über eine noch so schöne Wertung Hofmannsthals weit hinaus. Diese „Rede" und jenes „Gespräch über Formen" sind nicht bloß Stücke einer außerordentlichen Prosa, von einer Wucht und Kraft und gebändigten Ruhe, von einem langen Atem der Periode, von einem stolzen, hohen Gang, was alles den denkbar größten Gegensatz zu aller „modernen" Nervosität bildet, und die die absichtsvolle steile Strenge Georges und den Abschattungsreichtum und die wuchernde Bildhaftigkeit Hofmannsthals neue Form bildend verschmolzen zeigt. Sondern in dieser Prosa, die allein schon ein Denkmal einer neuen Gesinnung wäre, sind Dinge gesagt, die endlich gesagt werden mußten und die hier abschließend gesagt sind und die niemand so sagen könnte wie Borchardt. Diese beiden Schriften, die eine Absage an die „Modernität" sind, werden als Siegel und Zeugnis bleiben einer Wende der Geister, als Manifest eines neuen Ethos. Der „Anarchie" der letzten Zeit gesunkener Literatur, mit ihrer zuchtlosen Vermischung der Formen, mit ihrem wahllosen Geschmack für alles „Hybride" und Zwitterhafte, stellt er die Ehrfurcht vor den Formen und Gattungen, die willige Festhaltung des „Convenu" gegenüber. Und sein Kult Georges und Hofmannsthals ist nur ein gewaltsam herrischer Protest gegen das Formlose der letzten Epoche. Aber er wehrt sich auch gegen eine ästhetenhafte Formung des Lebens durch die Kunst und bedenkt sich nicht, hierin seinem Meister George entgegenzutreten. „Wo die Welt und das Bild der Welt im Bedürfnis aneinanderhängen, nicht wo sie in die gleiche Form gezwängt sind, besteht Kultur."

Es ist in unseren Tagen die Rede von einer neuen Klassizität. Ich finde, es ist — ohne programmatische Allüren — nirgend so klassisch eine neue Vornehmheit, die Selbstzucht und freie Aufnahme des Gesetzes ist, ein Ideal der Klassizität verkündet, wie in der „Rede über Hofmannsthal".

IV.

Und nun sind Sie, wie flüchtig auch, vorbereitet, daß ich zu Ihnen vom „Buch Joram" sprechen kann.

Es fängt also an:

1. „Rabbi Mordechai ben Gabirol, der Syrer, erzählt in dem Buche, das genannt ist, „die Kränze der sonderbaren Lebens-Beschreibungen,"
2. daß ein Mann war in Israel von den Kindern Gad, der wohnte zu Omm Haphereſch bei den Eingefaßten Teichen,
3. und war sein Name genannt Pinchas, ein Sohn Aminadeb des Sohnes Peor von den Kindern Gad und seines Weibes Jaël;
4. ein Mann unter Männern, schlecht und recht, und harten Wandels als ein Israeliter; derselbige wohnte in seiner Väter Hause und trieb Handel mit Herden hin und wider, von Mittag gegen Mitternacht und wieder gegen Aufgang,
5. daß also sein Gut sich mehrte und sein Name wohl berufen war von Midian gegen Arabien und in Chaldäa;
6. und hatte einen Sohn von seinem Weibe, mit Namen Joram; aber mehr denn den einen hatte er nicht . . ."

So, in dem archaischen Ton des Alten Testaments werden die drangvollen Schicksale Joramś, des Sohnes Pinchas, erzählt, genauer: im Stil des Buches Hiob etwa und in jener herben, dem zeugenden Schoß der Sprache unmittelbar entstiegenen Formung, die Luthers Bibeldeutsch, volkstümlich-saftig und schlicht-erhaben, darstellt. Es hier zu übernehmen, erachtete Borchardt als Verpflichtung und als Recht in gleicher Weise. Denn die Luthersche Bibelsprache ist eine der Gattungen unserer Klassizität, und wo Stoff und stilistisches Bedürfnis Welt und Atmosphäre der Bibel erheischen, darf man sich ihr schlechterdings nicht entziehen, wie man das gute Recht hat, sich ihrer zu bedienen. Denn sie ist ewig gültige Form. Freilich nur, wer sie ganz erfüllt, ist im Rechte. Hier gilt nicht Talmi-Nachahmung, nur wahrhafte Beherrschung vom Grund auf, als ob es keine andere Form gäbe, und Bereicherung und Erweiterung aus den formbildenden Gesetzen der Gattung heraus, von innen heraus, die nichts Fremdes aufpfropfen darf. Und es ist zu sagen, daß Borchardt in dieser Form als Meister sich bewegt.

Es widerstrebt mir nun sehr, so etwas wie den „Inhalt" des Gedichtes zu erzählen. Denn die Form ist alles, der Inhalt ist nichts. Aber ich muß es doch tun, aber nur der Form zuliebe, damit ich durch gelegentliche wörtliche Anführung der einen oder anderen Stelle wenigstens einen Vorgeschmack ihrer empfinden lassen kann.

Also Joram, der Sohn des Pinchas, nahm ein Weib, das Jezebel hieß, und sie blieb kinderlos. Und der Vater heischte von seinem Sohne, er möchte ihr den Scheidebrief geben, aber Joram tat es nicht, „denn das Weib war süß und lauter, groß und sehr sänftlich, und unvermischter Seele als ein Kind; und Joram war ihr hold; und hieß sie wohnen an seinem Herzen". Eines Tages wurde er von Räubern gefangen und verkauft, und erst nach fünf Jahren der Knechtschaft durfte er heimziehen als ein armer Mann. Und fand sein Weib als eine Hure. Und als er Rechenschaft von ihr verlangte als ihr Mann, da lehnte sie diese ab, denn sie habe kein Kind von ihm, sie wisse von keinem Gemahl, er sei ihr ein Fremder.

„Und sah sein Weib stehen an der Wand, und daß sie nicht weinte,

Sondern sie war hoch wie ein blühender Baum und gebaut wie Türme, voll Pracht und Fürchtens, und blickte vorwärts wie ein Schiff in der Schlacht, und ihre Brüste an ihr wie köstliche Segel voller Wind.

Und erzitterte nicht, noch war ein Flehen in ihr, sondern Zorn und Herrlichkeit, da sie stand und gegen ihn blickte."

Und es rührt sie nicht, da er also spricht:

„Der Herr hatte dich bestellt, demütig zu machen die Uebermütigen, Schwache zu stärken, zu trösten, die Trostes darben, daß ein Adliges sei außer ihm, sein Gleichnis und seine Wiederkunft in den Gassen der Welt und keiner es anrühre,

(Nebenbei: ein schönes Beispiel, wie Borchardt den Stil der Lutherschen Bibel durch neuere Vorstellungen bereichert, unter Festhaltung des Tones und seiner spezifischen Geistigkeit.)

Denn ich habe dich gehalten, wie die Lade des großen Bundes vor den Leuten und wie das Allerheiligste in der Kammer; siehe, ich habe dich nie erkannt, ich hätte dir denn zuvor die Füße geküßt und die Kniee vor unserem Bette, wie Königinnen vor ihren Stühlen."

Und da sie verharrte, ging er hinauf, mit Gott abzurechnen. Gott sollte sich reinigen vor ihm.

„Denn du bist mir verhaftet durch dich selber, daß die Welt nicht untergehe zum zweiten Male an Joram, den du dir verhaftet hast mit Gesetz und einem Bunde des Regenbogens; der du auf und nieder gehst vor mir und meinem Volke auf sieben Farben und mit sieben Heeren deiner Engel, und bist gereinigt.

So du aber nicht gereinigt bist und zerreißest dein Gesetz und hast mir gelogen,

So will ich diesen Regenbogen zerbrechen mit meinen Augen und ihn auslöschen mit meinen Gedanken und sieben Heere Engel fortblasen wie sieben Flaum Federn mit meinem Munde, daß du aufgehen müssest und untergehen wie ein Götze auf sieben Lügen durch ein wenig Wasser." Und er beruhigte sich nicht, als Gott einen Engel zu ihm sandte,

„in Flügel gekleidet, mit dem Munde des Erbarmens, und blickte mit Augen, die nicht schlugen, wie Bildern von Augen", sondern er will von Gott selbst die Rechtfertigung, daß ihm mit Recht all sein Geschick widerfahren sei.

„Denn es ist deiner Engel keiner so stark, daß er mich geschweigete und auf sich nähme dein Gebrechen vor mir, außer du selber kämest dich zu offenbaren, ehe ich sterbe." —

„Und Joram blickte abermals in die Tür des Söllers, ob er etwas sähe,
Und er vermeinte, er sähe Gott selber wie ein weinendes Gesicht in einer ungeheuren Helle, nicht länger, als eine Wimper schlägt, und war geblendet, daß er nichts sahe,
Noch erkannte, was in der Tür stand und gegen ihn ausging, ihm zu antworten.
Es war aber sein Weib, die ihn suchte; und trug zwei Teppiche und Licht; und legte ihn auf die Teppiche und lag bei ihm, und sprach nicht; und er fühlte ihr Gesicht zittern durch das Dichte der Nacht.
Es hatte aber das Bett keine Stangen, auch Pfosten hatte es nicht, den Baldachin zu tragen, außer daß der Herr seiner Boten vier abfahren ließ von den ehernen Toren des Himmels.
Und standen in den vier Ecken des Bettes über Luft die Nacht durch, in Flügel gekleidet und ihre Füße geschlossen, vor sich blickend aus Augen, die nicht sterben,
Und hielten die Luft wie ein gewirktes Tuch unrührbar über den beiden, zu schützen Joram und sein Weib in dieser Nacht, da sie lagen; Brust zu Brüsten;
Und wurden einer des anderen satt mit Tränen."

Und Jezebel empfing in dieser Nacht und gebar ein Kind, das hatte weiße Haare, von der Stunde seiner Geburt an. Und die Eltern nahm Gott in einem Feuer zu sich. Das Kind aber blieb leben.

Es ist aber dies Kind der Meister gewesen, dessen Namen man nicht kennt, sondern es ist genannt ein ‚Heiland',

Und sind viele unter uns, die wissen, daß Gott seiner ansahe, nnd zu ihm sprach wie ein Bruder spricht zu seinem Bruder
Und zu ihm kam, mit Sehnsucht, bei ihm zu sein, davon die Schriften sagen,
Manchmal in der Stimme des Sturmes, ihn zu erschüttern, und manchmal in der Stimme des Wetters, ihm gleich zu sein,
Und in der Stimme der Abgründe, ihn zu belehren, und in einer Nacht Stimme der Flöten und Lauten, ihm vorzusingen,
Oder in der Stimme der Schwermut, vor Abend,
Mit ihm zu weinen über die Welt."

V.

Es ließe sich vieles analysierend von diesem außerordentlichen Kunstwerkchen sagen. Man könnte den Finger auf Einzelheiten der in jedem Sinn großen Sprachbehandlung legen. Man könnte ausführen, wie originell hier das Heilandsmotiv gewendet ist: der Heiland als Sohn einer Dirne, und der nicht die Menschen mit Gott, sondern Gott mit den Menschen versöhnt, Gott den Schuldigen, der auch an Joram gefrevelt hat. Wie es an einer Stelle heißt: „Daselbst kam über ihn der Herr als ein Mörder und erschlug ihn." Und den Gelehrten wird es in kommenden Tagen ein Fest sein, das Verhältnis Borchardts zu seiner Quelle, dem Rabbi Mordechai ben Gabirol, dem Syrer, mit philologischer Peinlichkeit sauber und klar herauszustellen (unter uns, ich glaube, dieser Rabbi existiert gar nicht und ist auch nur „Stil"). Und werden die Eigentümlichkeiten des Stiles herbarisieren, und wo jene Wendung schon gewesen ist und wie dieses Bild entstanden sein mag. Und werden die Motivenwanderung verfolgen. Aber wozu das alles hier? Wer nicht mit dem sechsten Sinn, dem Sinn für Formen und ihr Geheimnis, begabt ist, dem werden diese Analysen nicht helfen, und wer ihn hat, den können sie nur stören. Einem solchen braucht man nicht erst vergleichend zu beweisen, wie abgewogen und durchdacht Massen und Gliederung in der Architektur des Gedichtes sind. Er wird auch von selbst spüren, daß hier

der Dichter, um mit ihm zu reden, „ein Problematisches, das in unser aller Lebensluft liegt, bis zum wandernden Tobias und dem Jammer Hiobs von sich entfernt hat". Und daß es ihm gelungen ist, weil er es auf menschliche Urbeziehungen und Grundverhältnisse, auf Elementarisches im Zusammenhange von Mensch und Gott zurückgeführt hat. Dieses Problematische ist wohl Achse und Zentrum des Organismus geworden, wenn auch freilich nicht so restlos und befreiend ausgestaltet wie etwa ein anderes Problematisches unseres Geschlechts in Hofmannsthals „Der Tor und der Tod". Was aber dem Rang und der in sich beruhenden Geschlossenheit des Gedichts keinerlei Abbruch tut, das ein ragender, von dämmernden Geheimnislüften umspielter Gipfel ist unter den Hervorbringungen der Zeit.

Die Lektüre des Zaren. Nikolaus II. und Graf Leo Tolstoi.

Von Konrad Bell.

Bisher glaubte man im Reußenreich und im Auslande, daß Nikolai Alexandrowitsch das Leben eines Gefangenen führe, keine Ahnung von den Geschehnissen im großen Moskowiterland habe, und schob die ganze Verantwortung für die Greuel, die Rußland in einen Schlachthof verwandelten, auf die Umgebung des Zaren: auf die Großfürstenclique und auf die Bureaukratie, während man den Zaren selbst als einen guten, harmlosen Menschen zeichnete, der zu allgemeiner Zufriedenheit regieren würde, wenn er nur eine andere Umgebung und bessere Berater hätte. Nun ist es gelungen, in die Bibliothek des Zaren einzudringen und festzustellen, welche Lektüre für ihn die erwünschteste ist. Die historische Zeitschrift „Byloje" (Vergangenheit) berichtet darüber in ihrer letzten Nummer und bringt ein Faksimile und einen Teil des Inhaltsverzeichnisses dieser Lektüre — der berüchtigten „Zarenzeitung", von der man schon seit Jahren hört, die, begreiflich genug, jedoch niemand zu Gesicht bekam.

Die „Zeitung" erscheint auf Wunsch des Zaren nur in einem einzigen geschriebenen Exemplar, herausgegeben von Mitgliedern des Zensurkomitees für ausländische Literatur unter unmittelbarer Leitung des Ministeriums des Innern. Alljährlich erscheinen 10—15 Hefte (500—600 Seiten) in Folioformat, und diesen Heften sind eine Menge perlustrierter Briefe, Drucksachen, Broschüren, Manifeste, Lotteriebilletts des revolutionären Roten Kreuzes und ähnliche Drucksachen beigelegt. Auf jedem Heft findet man Vermerke des Ministers des Innern oder seines Gehilfen darüber, wo und wann der Zar die „Zeitung" gelesen und wie er sich dazu geäußert hat; außerdem Randbemerkungen des Generalleutnants v. Hesse, des persönlich dem Zaren am nächsten stehenden Mannes am Hofe. (In dem abgedruckten Exemplar der „Zeitung" sind die Vermerke vom derzeitigen Minister des Innern, Geremykin, und von seinem Gehilfen, Baron Jxkül, gemacht worden).

Daß der Zar mit dem Inhalt und der Form seiner „Zeitung" sehr zufrieden ist, zeigt der Mangel jeder Aenderung: alle Jahrgänge gleichen sich bis auf die Details.

Nach dem veröffentlichten Inhaltsverzeichnis der „Zeitung" zu urteilen, scheint Nikolaus II. einer der besten Kenner der russischen Revolution und ihrer Geschichte zu sein, denn durch die Lektüre der „Zeitung" hat er von fast allen Ereignissen des Revolutionskampfes vom Jahre 1897 ab Kenntnis. Selbst die Führer der revolutionären Bewegung dürften kaum eine so wohlgeordnete Statistik und Sammlung aller Episoden dieser Bewegung zur Verfügung haben.

Ueber alles wird berichtet: über Verhaftungen bekannter Revolutionäre, über Bauernaufstände und Streiks, über aufgehobene revolutionäre Druckereien, Vereine und Hilfskassen, über Beziehungen der inländischen Revolutionäre zu den Emigranten in England und in der Schweiz, über neu erschienene Bücher, Broschüren und Proklamationen revolutionären Inhalts (selbst von Klara Zetkins

Schrift über die ökonomische Lage der Frau ist die Rede), über die Judenverfolgungen, über den Nationalitätenstreit usw., und überall findet man bei interessanten Dokumenten und Privatbriefen eigenhändige Randbemerkungen des Zaren: „Mit Vergnügen gelesen"! Jedes Heft gibt eine genaue Uebersicht über alle revolutionären Ereignisse eines gewissen Zeitabschnittes, die zur Kenntnis der politischen Polizei gelangten.

In vielen Heften dieser „Zeitung" findet man den Namen des Grafen Leo Tolstoi, und nach der Regelmäßigkeit der Berichte über ihn zu urteilen, nach der Schnelligkeit, mit welcher seine abgefangenen Briefe dem Zaren mitgeteilt werden, hat der Zar für Tolstoi ein ganz besonderes Interesse.

Hier muß darauf hingewiesen werden, daß auch der Philosoph von Jaßnaja Poljana trotz seiner Kenntnis des Menschen lange Zeit die allgemeine Meinung über den Zaren teilte, und so unternahm er es mehrmals, ihn aufzuklären und zu bekehren. So in einem offenen Brief 1899, so in vielen seiner Schriften, bezüglich der Studentendemonstrationen und religiösen Verfolgungen. Zar Nikolaus seinerseits aber hatte eine sehr richtige Meinung über Tolstoi, interessierte sich für alles, was Tolstoi unternahm, und ließ durch seine Spione keinen seiner Schritte unbeobachtet. Die Folge dieses merkwürdigen Verkehrs war, daß man den Dichter zwar in Ruhe ließ, seine Freunde und Anhänger aber verfolgte und seine Schriften beschlagnahmte und vernichtete.

Das geht schon so seit mehr als einem Jahrzehnt, und der greise Philosoph protestierte erst jetzt wieder laut dagegen*). Bereits im Jahre 1898 war sich der Zar über den großen Dichter im klaren; folgender Bericht, der dem Hefte der „Zeitung" vom 20. April bis zum 15. Mai 1898 entnommen ist und der hier in seinen wichtigsten Teilen mitgeteilt wird, mag das zur Genüge beweisen:

„In den letzten Tagen des März wandte sich Graf Leo Tolstoi an seine in England lebenden Anhänger Wladimir Tschertkow und Paul Boulanger mit der Bitte, mit einer in Nizza lebenden Person in Verbindung zu treten, da diese Person geneigt sei, für die Herausgabe eines gegen die Regierung gerichteten Tolstoischen Journals im Auslande bis zu hunderttausend Rubel zu spenden.

Es hat sich jetzt herausgestellt, daß die Gruppe der Tolstoianer in England, welcher vor kurzem auch der aus Rußland kommende Paul Birjukow beitrat, als Wohnort den Flecken Purleigh, in der Nähe der Stadt Maldon, in der Grafschaft Essex, zwei Stunden von London, auserwählt hat. Dort hat sich auch eine englische Kolonie Tolstoianer gebildet, deren Leiter dieselben Tschertkow, Boulanger und Birjukow sind.

Eine vorzüglich organisierte Buchdruckerei ist errichtet und sind als Setzer tätig: ein gewisser Simens, der früher in der Buchdruckerei „Fliegende Blätter" gearbeitet hat, und die Kaufmannstochter Anna Scharapow.

Die Anhänger der neuentstandenen Sekte stehen in lebhafter Korrespondenz mit Leo Tolstoi, welcher die Tätigkeit der Purleighschen Kolonie leitet.

Viele Broschüren sind bereits herausgegeben, und unabhängig davon veröffentlicht die Gruppe in der englischen Presse eine Menge Artikel, offene Briefe und Aufrufe von Tolstoi, in welchen das Ziel verfolgt wird, die russische Regierung und ihre innere Politik bezüglich des Sektantenwesens zu diskreditieren.

Die immer reger werdende Tätigkeit seiner Anhänger brachte Tolstoi auf den Gedanken, gestützt auf das Mitgefühl eines gewissen Teiles der russischen Gesellschaft, ein „anklagendes" Organ ins Leben zu rufen, durch welches seine Lehren verbreitet werden sollten, mit dem Grundprinzip, daß die Gewissensfreiheit ohne eine politische Freiheit undenkbar sei. Dieses Journal, das unter der Redaktion von Paul Birjukow erscheinen soll, wird den Namen „Schisnj" (Leben) tragen. Für das in Frage stehende Unternehmen sollen auch schon zirka 100 000 Rubel gesammelt worden sein, wobei einer der Spen-

*) In einem Artikel, der mit dem an dieser Stelle zuerst erschienenen Manifeste: „Ich kann nicht schweigen" kürzlich bei Ladyschnikow in Berlin als Broschüre erschienen ist.

der, der 20 000 Rubel gab, der sich jetzt in Maldon aufhaltende bekannte Moskauer Konditor Abrikossow ist. Der Transport nach Rußland ist sehr gut organisiert, und so rechnet Tschertkow auf eine große Verbreitung des neuen Journals, dessen erste Nummer, mit einem einleitenden Artikel von Tolstoi, schon in kürzester Zeit erscheinen soll . . . Unlängst kam zu Tschertkow mit einem Brief von Tolstoi ein älterer Herr aus Rußland, dessen Name bedauerlicherweise nicht zu erfahren ist. Auch eine Kopie des Briefes ließ sich nicht erwerben; sein ungefährer Inhalt ist:

„Ich weiß nicht, ob Sie meinen Brief erhalten haben, in welchem ich Ihnen schrieb, daß unsere Zensur aus der mir zugesandten Nummer der „Daily Chronicle" meinen offenen Brief ausgeschnitten hat, den ich Sie bat, in dieser Zeitung zu veröffentlichen. Suchen Sie daher für mich die betreffende Nummer der „Daily Chronicle" zu bekommen und senden Sie mir meinen Brief als Ausschnitt, jedoch nicht auf meine Adresse, sondern auf den Namen D. (Daschkow) nach St. Petersburg. Viel schreibe ich nicht; der Ueberbringer wird Ihnen alles Nötige schon erzählen. Ich erwarte mit Ungeduld das Erscheinen der ersten Nummer („Schisnj"). Der Leitartikel für die zweite Nummer wird Ihnen bald überbracht. Sagen Sie dem Moskauer (Abrikossow), daß er mir nicht schreiben soll: nach meiner Korrespondenz wird scharf spioniert. Senden Sie alles an D. (Daschkow)."

Der in Frage stehende Artikel, der in der „Daily Chronicle" am 29. April 1898 abgedruckt war, ist jetzt unter dem Titel „Hilfe für die Sektanten" in russischer Sprache erschienen und wird allem Anscheine nach nach Rußland versandt werden. Das hier beiliegende Exemplar dieses Artikels war auf den Namen Nikolai Alexejewitsch Abrikossow nach Moskau gesandt worden, und wurde es in diesen Tagen auf der Post abgefangen.

Der obenerwähnte Abrikossow ist höchstwahrscheinlich ein Sohn oder ein naher Verwandter des bekannten Moskauer Konditors Abrikossow, und es sind alle nötigen Schritte getan worden, um seine Persönlichkeit festzustellen . . .

Warum ist die Frauenbewegung so arm?

Von Dr. Käthe Schirmacher, Paris.

Ich werde von der deutschen und der bürgerlichen Frauenbewegung sprechen. In den Vereinigten Staaten und in England hat die Frauenbewegung Geld. Die sozialistische Frauenbewegung in Deutschland weiß, wie die sozialistische Partei, durch Massenpropaganda auch Geldmittel herbeizuschaffen. Ueber der bürgerlichen Frauenbewegung unseres Vaterlandes aber kann ich, nach langjähriger Erfahrung und ziemlich eingehender Kenntnis der Verhältnisse, nur das Urteil fällen: sie ist an Geldmitteln arm, sehr arm.

Ich will einige Zahlen anführen: Der Bund deutscher Frauenvereine, der nicht Einzelpersonen, sondern Vereine und Verbände von Frauen aufnimmt, hat den Jahresbeitrag für diese korporativen Mitgliedschaften auf 10 und 20 M. festgesetzt, weil er wußte, daß er mit zum Teil sehr wenig leistungsfähigen Vereinen zu tun hat. Das macht ihm bei einer Mitgliedschaft von rund 200 Vereinen und Verbänden ein Jahresbudget von 2000 = 4000 M. — Die Jahresbeiträge der Frauenvereine betragen durchschnittlich 3 und 4 M., wofür den Mitgliedern meist noch ein Blatt geliefert und Vorträge geboten werden. Ganz ausnahmsweise erhebt der älteste und wohl auch reichste Verein, der Allgemeine deutsche Frauenverein, 6 M. Jahresbeitrag. Ebenso ausnahmsweise ist die Finanzlage eines anderen gemäßigten Frauenvereins, der 35 000 M. Vermögen besitzt. Daß es ein solches Phänomen in der bürgerlichen Frauenbewegung überhaupt gibt, ist direkt ange-

zweifelt worden. Wie die Finanzen im allgemeinen liegen, geht aus folgenden Tatsachen hervor: Eine ganze Anzahl von Vereinen schließt mit einem jährlichen Defizit; die Vorstandsmitglieder vieler Vereine schießen dauernd kleinere und größere Summen vor; es gibt finanziell so unkräftige Vereine, daß eine Erhöhung der Kopfsteuer von 15 auf 25 Pfennige pro Mitglied sie bestimmen kann, aus einem größeren Verbande auszutreten; bei der Organisation von Vorträgen bitten viele Vereine die Redner, „mit ihren beschränkten Vereinsmitteln zu rechnen"; es gibt Vereine, die wegen der hohen Saal- und Insertionskosten manchmal nur *einen* öffentlichen Vortrag im Jahre halten lassen können. Andere suchen mit allerlei kleinen Mitteln Geld zu machen: so ergab die kürzlich veröffentlichte Liste des deutschen Verbands für Frauenstimmrecht Beträge von 2 und 3 Mark in Pfennigsammlungen. 10 Mark war das Maximum, das nur durch den Erlös eines „Stimmrechtskalbes" übertroffen ward. — Gewiß, man soll auch kleine Summen nicht verschmähen, aber all diese Einzelheiten zeigen doch, von wie äußerst bescheidenen, pekuniären Voraussetzungen die bürgerliche Frauenbewegung Deutschlands ausgeht.

Das erscheint auf den ersten Blick unerklärlich, eben weil hier *bürgerliche* Kreise in Frage kommen, und der deutsche Bürgerstand sich seit 35 Jahren materiell ebenso gehoben hat, wie die deutsche Industrie, der deutsche Handel und der Zuschnitt des Lebens überhaupt. Da, denkt man, müßte für die Unterstützung der Frauenbewegung doch ein Erkleckliches mit abfallen. Weit gefehlt. — Das Gros der bürgerlichen Frauenrechtlerinnen besteht nicht aus den besitzenden, sondern aus den *erwerbenden* Frauen bürgerlicher Kreise, den Lehrerinnen, kaufmännischen Angestellten, Beamtinnen, den Frauen und Töchtern von Offizieren, Lehrern, Geistlichen, der mittleren Staatsbeamten, Subalternbeamten, mittleren und kleineren Kaufleuten. Fast alle haben mit beschränktem Einkommen zu rechnen, auf die eben die niedrigen Jahresbeiträge der Frauenvereine Rücksicht nehmen. — Die akademisch gebildeten Frauen aber haben meist ein Brotstudium ergriffen und machen, wenn sie sich überhaupt an der Frauenbewegung beteiligen, zuerst die schwierigen Anfangsjahre des beruflichen Daseinskampfes durch. Man wird nun sagen, daß die Arbeiter und Arbeiterinnen bei noch weit geringerem Einkommen und noch härterem Daseinskampfe in weit höherem Maße opferfähiger sind und alljährlich Zehntausende für ihre Sache aufbringen. Dem muß entgegnet werden, daß die Arbeiterinnen allein das auch nicht vermöchten; daß zweitens hinter ihnen eine Parteipeitsche steht, wie sie der bürgerlichen Frauenbewegung unbekannt; daß drittens der Kampf um die Emanzipation des vierten Standes von beiden Geschlechtern mit einem Fanatismus, mit einer Erbitterung und Verhetzung geführt wird, mit aufreizenden Schlagworten, die den vierten Stand bis aufs Blut stacheln, ihn bis ins tiefste aufhetzen und daher *opferwilliger* machen als die bürgerlichen Frauenrechtlerinnen, daß aber eine ähnliche leidenschaftliche Kampfesweise in den bürgerlichen Kreisen unmöglich ist. Unmöglich, weil eine gewisse bürgerliche Erziehung dieses fanatisierte Fanatisieren, und gewisse bürgerliche Rücksichten und Ansprüche, dieses Hingeben des Letzten in gewöhnlichen Zeitläuften nicht zulassen. Ein anderes Milieu fordert andere Methoden und erzielt andere Resultate. Deswegen braucht man ja auf letztere nicht besonders stolz zu sein. Das Gros der bürgerlichen Frauenrechtlerinnen, über beschränkte Mittel verfügend, ist also zu nur beschränkten pekuniären Leistungen und zu beschränkten Opfern für die Sache fähig und willig. Und wie viele Frauen bilden denn zahlenmäßig die bürgerliche Frauenbewegung Deutschlands? Rund 100 000, die im Bund deutscher Frauenbewegung organisiert sind. Wir haben aber in Deutschland 18 Millionen erwachsene Frauen, das heißt 9 Millionen Ehefrauen, 2 Millionen Witwen, 7 Millionen Ledige. Rechnen wir davon je $^1/_3$ auf die Bourgeoisie, so ergibt sich, daß von vornherein der vierte Stand die

Masse, also ein auch pekuniär viel breiteres Gebiet hat, nämlich 12 Millionen erwachsene Frauen, d. h. 6 Millionen Ehefrauen, 1,3 Millionen Witwen, 4,7 Millionen Ledige; während der Bourgeoisie nur 6 Millionen erwachsene Frauen bleiben, also 3 Millionen Ehefrauen, 0,7 Millionen Witwen, 2,3 Millionen Ledige. Und von den 6 Millionen bürgerlichen Frauen sind überhaupt nur hunderttausend in der Bewegung organisiert! Da ist das Gros der bürgerlichen Frauenbewegung wirklich recht klein, und es wird niemanden wundern, wenn ich sage, daß eine weitere pekuniäre Schwierigkeit der bürgerlichen Frauenbewegung in der großen pekuniären Belastung ihrer Mitglieder liegt, die ihre Beiträge an die verschiedensten Bestrebungen der Frauensache zahlen: an den lokalen Frauenverein, an den Berufsverein, an den Rechtschutz, an den Stimmrechtsverband, an den Verband fortschrittlicher Frauenvereine, an den Mutterschutz usw. — Die beschränkten Budgets der erwerbenden Frauenrechtlerin genügen da wirklich nicht mehr, und man hat zuletzt nicht den Mut, mit immer neuen Anliegen an die Opferwilligen heranzutreten. Nun wird es heißen: Aber die besitzenden Frauen! Ich stehe nicht an, zu erklären, daß die Zahl der wirklich begüterten Frauen in der bürgerlichen Frauenbewegung Deutschlands nicht groß ist, und daß viele von ihnen wohl zahlende Mitglieder, auch Vorstandsdamen, aber nur zu einem kleinen Prozentsatz überzeugte und opferfähige Frauenrechtlerinnen sind. Die wirklichen Gönnerinnen unserer Bewegung kann man an den Fingern herzählen. Doch liegt das vorläufig wohl in der Natur der Sache.

Die besitzende Frau nämlich, die Frau der Großindustrie und des Großhandels, die Kapitalistin, fühlt sich versorgt. Einen materiellen Vorteil bietet ihr die Frauenbewegung nicht; die geistigen Vorteile — Studium, akademischer Beruf — kann sie heute mitgenießen, ohne auch im geringsten Frauenrechtlerin sein zu müssen, — die Pfade sind getreten, die Mauern gebrochen. — Da die Mädchen dieser Kreise den erwünschten goldenen Hintergrund bieten, stehen sie meist bald, wenn auch nicht auf, so doch vor dem Altar, und dann beginnt der Einfluß des Mannes, der heute durchschnittlich noch gegen die Frauenbewegung wirkt. Außer den häuslichen Pflichten ergeben sich für die besitzenden Frauen bald auch so viel gesellige und soziale Pflichten, daß ein Anteil an der Frauenbewegung ganz illusorisch erscheint. Zu diesen sozialen Pflichten gehört vor allem die „Wohltätigkeit", welche Zeit, Geld und Interesse der besitzenden Frau ganz mit Beschlag belegt. Diese „Wohltätigkeit" in Krippen, Heimen, Suppenküchen, Jungfrauenvereinen, Missionen, Weihnachtsbescherungen, in konfessionellen Rettungshäusern und glänzenden Bazaren, bei Benefizvorstellungen für Abgebrannte, Ueberschwemmte, bei Theatervorstellungen, Konzerten zum Besten von Ferienkolonien, Lungenheilstätten usw. ist teils eine offizielle, pflichtmäßige, teils eine sehr gesuchte, schmeichelhafte, weil sie mit maßgebenden Persönlichkeiten in Verbindung bringt, verschlossene Gesellschaftskreise öffnet, nützliche Bekanntschaften vermittelt, mit Standeserhöhungen, Orden, Ehrenzeichen belohnt wird und für den Mann mitarbeitet, oft sogar in erster Linie für ihn. Diese Wohltätigkeit, bei der die Frau hauptsächlich Almosen gibt, dafür bedankt und beweihräuchert wird, fast immer unter Männerleitung arbeitet und stets nach oben sieht, ist gern gesehen, wohl gelitten, gut angeschrieben. Sie kompromittiert nicht. Daher wird die Anteilnahme der Tochter und Gattin an solchen Vereinen und Veranstaltungen auch von den Eltern und den Ehegatten, den Verwandten und Freunden gerne gesehen, ermutigt, gefördert.

Ganz anders liegt es mit der Frauenbewegung. — Den besitzenden Kreisen liegt sie fern, weil die für ihre Töchter die materielle Not nicht fürchten. Den besitzenden Kreisen ist sie in erster Linie unsympathisch, weil die für ihre Frauen die geistige Unabhängigkeit nicht wünschen. Es müssen besonders aufgeklärte Väter oder Mütter, besonders frei- und

gerechtdenkende Gatten sein, die ihren Töchtern und Frauen die Beschäftigung mit der Frauenbewegung empfehlen, ja nur „gestatten". Oder es muß auf Seiten der Töchter und Frauen eine Selbständigkeit des Denkens, eine Entschiedenheit des Handelns, eine Begeisterung für die Sache bestehen, die mir bisher nur in Ausnahmefällen begegnet ist. Und die Angehörigen der Frauen wohlhabender Familien bremsen den Wagen der Frauenbewegung um so kräftiger, je radikaler die Richtung erscheint, die die „Frauenrechtlerin" einzuschlagen wünscht. Daher fassen konfessionelle Frauenbewegungen, die sich an kirchliche Traditionen anschließen, und Frauenvereine, die sich „gemäßigte" nennen, immer noch leichter in den besitzenden Kreisen Fuß, als die radikalen Frauenbestrebungen, die z. B. auf Stimmrecht, Abolitionismus hinausgehen. Deshalb haben solche Richtungen der Frauenbewegung es am schwersten, wirtschaftlich kräftig zu werden. Der ganze deutsche Zweig der abolitionistischen Föderation hat, unseres Wissens, nicht über 800 Mitglieder.

Wären die besitzenden Frauen Deutschlands nun aber auch viel stärkere Frauenrechtlerinnen, als sie es heute gemeinhin sind, unmittelbar würde das die Sachlage vorerst wenig ändern. *Denn die besitzende Frau in Deutschland besitzt zumeist durch den Mann.* Wenn ihr Vermögen ihm nach gesetzlichem Güterrecht auch nicht gehört, so hat er doch Verwaltung und Nutznießung des Frauengutes, sie erhält ihre Zinsen durch ihn (falls sie sie überhaupt erhält), und auch über ihren eigenen Erwerb und ihre Ersparnisse kann sie selbst verfügen.[1]) Die Frau der besitzenden Klassen besitzt eigenen Erwerb und eigene Ersparnisse gemeinhin nicht, da sie für gewöhnlich keinen eigenen Beruf ausübt.

Bei ihren Zuwendungen an die Frauenbewegung ist sie also von der Einwilligung und Zustimmung des Mannes abhängig. Mit welcher Freude der deutsche Mann im allgemeinen aber die Frauenbewegung begrüßt,[1]) ist bekannt. Dem Durchschnitt ist sie einfach „unsympathisch", da Gleichberechtigung dem alten Herrenrecht widerspricht, vielen ist sie „ein Greuel", anderen „lächerlich" oder „gleichgültig". Ein Teil ihres Programms, die Bildungs- und sozialen Erziehungsfragen z. B., hat mit der Zeit eine Anzahl Freunde erworben, der rechtlichen und politischen Emanzipation der Frau steht die Majorität der Männer aber noch ablehnend gegenüber; bei dem Kampf gegen die doppelte Moral versagt das männliche Geschlecht so gut wie ganz. Meines Wissens besteht der deutsche Zweig der abolitionistischen Föderation ausschließlich aus Frauen.

Die pekuniär vom Manne abhängige Frau wird also im allgemeinen zu materiellen Opfern für die Frauenbewegung wenig ermutigt. Es heißt nicht zu viel sagen, wenn ich behaupte, daß sogenannte „reiche Frauen" oft nicht über 50 Mark unkontrolliert verfügen, daß der Ehemann wohl aus den Einkünften des Frauenguts seine (sehr hohen) Jahresbeiträge an Klubs, an Fachvereine, vor allem an Wahlvereine und Parteikassen bestreiten, der Ehefrau aber die 3 oder 4 Mark für den Stimmrechtsverband oder eine Zahlung etwa für den Stipendienfonds studierender Frauen schlankweg verweigern kann. In einem mir bekannten Fall hatte der Ehemann alle Aufforderungen an seine Frau zum Beitritt eines Frauenverbandes aufgefangen und vernichtet. In anderen Fällen begnügte er sich, zu sagen: Da trittst du nicht bei; *ich will es nicht.* Die Töchter besitzender Familien sind oft viel freier als ihre Mütter, vor allem, wenn sie eigenen Verdienst haben, was heute einem künstlerisch[2]) oder akademisch gebildeten Mädchen, auch ohne Ausübung eines regulären Berufs, durchaus möglich ist. Man kann

[1]) In einer praktisch auch noch recht prekären Form, da Banken der Ehefrau ein Konto nur mit Einwilligung des Mannes eröffnen.

[1]) Wie abhängig die Ehefrauen, ergibt sich daraus, daß bei Neugründungen Frauen, die zuerst ihre Beteiligung freudig zugesagt, bald, oft schon am nächsten Tage, ihre Unterschrift zurücknehmen: „Mein Mann will es nicht".

[2]) Ich möchte hier bemerken, daß die Kunst, in erster Linie die Musik, eine erfolgreiche Rivalin der Frauenbewegung ist. Viele ziehen es vor, für sich ästhetisch zu genießen, statt praktisch für andere zu handeln.

Vorträge halten, an Revuen mitarbeiten, kunstgewerbliche Entwürfe machen. Den Gewinn wird ihnen niemand abstreiten, während, wie ich schon bemerkte, die Banken bei Eröffnung besonderer Konti für Erwerb und Ersparnis der Ehefrau Schwierigkeiten erheben. — Solche Zustände sind aber unwürdig, und um der Frau, wie um der Frauenbewegung willen, müssen das herrschende Eherecht, wie die herrschenden Ehesitten geändert werden. Nun wird man ungläubig einwerfen: Aber es gibt doch soviel reiche Leute, die könnten der Frauenbewegung doch etwas zuwenden, aussetzen, miterlassen! Gewiß, sie könnten, aber bisher tun sie es noch nicht. Woran liegt das?

In erster Linie daran, daß die Gemeinnützigkeit, der soziale Wert der Frauenbewegung noch nicht allgemein erkannt ist, daß sie in weiten Kreisen sogar für gemeinschädlich, gemeingefährlich gehalten wird. Es gehört eine heute noch seltene Unabhängigkeit und Weite des Blickes dazu, die soziale Nutzbarkeit und Bedeutung unserer Sache zu erkennen. Unter den Besitzenden scheint diese Vorbedingung ganz besonders selten erfüllbar, daher die nur ganz kleine Zahl von Donatoren und Donatricen, welche die deutsche Frauenbewegung aufweisen kann. Es gilt wohl als ausgemacht, daß es „gut", „nützlich", „verdienstvoll", „edel", „humanitär" ist, Asyle für Greise und Findlinge zu stiften, Aussteuern für junge Mädchen, Prämien für treue Dienstboten, Volkslesehallen, Brausebäder, Spielplätze, Friedenspaläste, Krankenhäuser und dergl. mehr. Daß es aber sozial von noch viel größerer Bedeutung wäre, die Hälfte des Menschengeschlechts ihrer Unterordnung zu entreißen, das ist eine Lektion, die erst begriffen und gelernt werden muß. Und die, welche durch Stiftungen im Andenken der Menschen überleben wollen, sind kaum bis zu den Anfangssätzen vorgedrungen. Es ist auch tausend gegen eins zu wetten, daß etwaige Anwandlungen dieser Art von der Umgebung, den Verwandten, den Freunden, ja den Rechtsbeiständen lebhaft bekämpft werden. „Geben Sie es doch der Kirche", heißt es bei dem einen; „das könnte unser Kindergarten gut brauchen", meinen die anderen. Dieser plädiert für den Tierschutz, jener für eine Kunstakademie, jene für ein Fräuleinstift. Und all diese Wege sind so viel beschrittener, so viel näher dem Gewohnten, daß sie sich dem Geiste der Begüterten von selbst bieten, umgeben vom Lobrauschen der öffentlichen Meinung. Während, wenn es hieße, folgende große Summe wurde der Frauenbewegung vermacht, die Nachricht im Publikum sehr viel weniger Befriedigung hervorrufen, der Eitelkeit vieler Geber oder ihrer Erben weit minder schmeicheln würde. Mit all diesen Menschlichkeiten ist aber zu rechnen, die Frauenbewegung weiß es nur zu gut.

Die begüterten Männer denken bei ihren Zuwendungen und Stiftungen in erster Linie an allgemeine Interessen, an Fach-, Berufs- und Parteiinteressen. Als Geschlecht sind sie der Frauenbewegung auch nicht geneigt, und falls einer von ihnen sich großmütig bezeigen wollte, würde er sich wahrscheinlich im letzten Augenblicke noch wie ein Verräter an den Genossen vorkommen, und den Plan mit dem Bedeuten aufgeben, „daß dies doch Sache der Frauen ist".

Daß die Zahl der Frauen aber, die ohne Aufsicht über große Mittel verfügen, weit kleiner, als die der Männer, habe ich schon festgestellt. Es kommen nur die reichen Witwen und die reichen Erbinnen in Frage, solange diese ledig sind.[1]) Es ist nun ein offenkundiges Geheimnis, daß dieser kleine Kreis von Frauen verhältnismäßig ebenso beansprucht und überlaufen wird, wie z. B. der Milliardär A. Carnegie. Von allen Seiten geht man sie an, vor allem aber von Männerseite. Denn es ist eine altgewohnte Sitte, daß die reiche Frau die Mäcenatin spielt, und hergebracht, daß sie männliches Talent unterstützt. Denn bis vor kurzem galt das Talent überhaupt als „männlich". Weibliche Begabungen haben also von vornherein mit mehr Mißtrauen und einer

[1]) Denen, die unsere Bewegung materiell fördern, ist diese Unabhängigkeit der Gesinnung hoch anzurechnen.

starken männlichen Konkurrenz zu rechnen, wenn sich's um pekuniäre Unterstützung durch reiche Frauen handelt. Die reiche Frau ihrerseits, in den Frauenbestrebungen meist ablehnenden Kreisen aufgewachsen, ist häufig noch im Kultus des Mannes befangen. Sie fühlt sich geehrt und gehoben, für Männerzwecke Geld geben, für Männervereine Opfer bringen, einen jungen Maler, Forscher ausbilden lassen, einen Dichter, ein Genie ausbrüten zu dürfen. Statt Dank zu begehren, glaubt sie noch Dank zu schulden. — Wird sie mit der Zeit durch ihre Erfolge und den Weihrauch der Anerkennung selbstbewußter, so ändert das ihre Bevorzugung des Männlichen doch nicht: es schmeichelt ihr sehr viel mehr, mit Exzellenz von und Professor Doktor zu verkehren, und diesen große Summen zu öffentlichen oder wissenschaftlichen Zwecken auszufolgen, als wenn die gesamte deutsche Frauenbewegung ihr Andenken segnen wollte. Denn wer sind diese Frauenrechtlerinnen, meine Liebe? Man muß sich diese Leute doch erst mal durch eine face à main betrachten.

So entstehen Institute durch Frauen, die Frauen später jede Anstellung verwehren, Männern wird der Weg gebahnt, die sich der Frauenbewegung nachher breitbeinig entgegenstemmen. Und manche Geberin findet das ganz in der Ordnung, weil der Mann eben als das überlegene Geschlecht erscheint. Das erinnert mich stets an die Entrüstung der Neger in den französischen Kolonien, denen man, um sie zu ehren, ihre eigenen Landsleute als Richter und hohe Verwaltungsbeamte schickte. Sie wollten nichts davon wissen: Toi, négre comme nous, war ihr Protest.

So sprechen auch viele unserer Frauen. Und diese Anschauung äußert sich auch oft darin, daß sie bittenden Männern reichliche und runde Summen geben, für bittende Frauen aber Geringes schon als genügend erachten: dem ersteren gegenüber müssen sie „sich zeigen", die anderen — sind ja anerkannt bedürfnislos, da braucht man sich nicht anzustrengen. Und die deutsche Frauenbewegung merkt, daß man sich pekuniär für sie nicht anstrengt.

Trotz all dieser Hemmnisse sind gewisse Mittel innerhalb der bürgerlichen Frauenbewegung aufgebracht worden. Man hat Kindergärten und Kinderhorste gegründet, Wöchnerinnen- und Hauspflege, Rechtschutzstellen, Schwestergärten, Mädchengymnasialkurse und Mädchengymnasien, Frauenklubs usw. Ich bemerke hierzu in erster Linie, daß diese Schöpfungen vor allem deshalb nötig waren, weil Staat und Kommunen die berechtigten Fraueninteressen überall vernachlässigen, weil die Mädchenbildung hinter der des Knaben und der Schutz der Frau und Mutter hinter dem des Mannes weit zurücksteht. Obgleich alle erwerbenden und besitzenden Frauen Steuern zahlen, wird für ihre elementarsten Bedürfnisse aus den öffentlichen Geldern nicht genügend gesorgt, und die Frauenbewegung muß ihre geringen pekuniären Mittel noch dazu hergeben, den Staat und die Kommunen zu entlasten. Das ist völlig ungehörig, aber die Frau hat im allgemeinen heute noch gar nicht das Gefühl ihrer Ansprüche an den Staat, und fühlt sich womöglich noch geehrt, wenn er ihr gestattet, seine Pflichten zu erfüllen.

Für solche praktische und lokale Arbeit finden sich in der bürgerlichen Frauenbewegung aber Gelder, eben weil diese Tätigkeit sichtbar und von örtlichem Nutzen. Ganz spärlich hingegen fließen die Mittel, sobald es sich um das eigentliche Lebenselement der Bewegung, um Propaganda handelt. Daß ein Stab geschulter Redner die Verbreitung unserer Ideen beruflich treiben muß, daß Reich planmäßig durchreisen, planmäßig Vereine gründen; daß große öffentliche Versammlungen, gelegentlich der Zeitereignisse, daß die pekuniäre Unterstützung der Provinzvereine, die Reklame in der Presse durch häufige Nachrichten und Berichte, der Besitz einer unabhängigen und angesehenen Frauenzeitung, — daß die Verfügung über einen Propagandafonds die Grundbedingungen einer machtvollen Bewegung sind, — nur eine kleine Anzahl Frauen unserer Kreise sieht das ein. Die meisten haben von dem Wesen und dem Wert der Propaganda

keine richtige Vorstellung. Die einen scheuen und die anderen unterschätzen sie. — Auch das erklärt sich, wenn man bedenkt, in welcher Vereinzelung die Frau bisher aufwuchs, und wie wenig, im allgemeinen, ihr Blick für große Synthesen, wie Organisation und Propaganda, geschärft wurde. Aber ein großes Hemmnis bleibt dieses Unverstehen dennoch.

Auf die Frage: Warum ist die bürgerlich-deutsche Frauenbewegung so arm? kann ich nun antworten: Weil sie eine Bewegung bürgerlicher Frauen ist.

Von Beginn in ihrer Ausdehnung beschränkt, zählt sie ihre meisten und opferwilligsten Vertreter in Frauenkreisen mit beschränktem Einkommen. Das zahlungsfähige, einflußreiche und maßgebende Geschlecht ist ihr in der Mehrzahl entgegen. Die besitzenden Frauen werden von dieser Haltung beeinflußt, verfügen in den meisten Fällen auch nicht freihändig über ihr Vermögen. Die kleine Zahl, die dieses tut, ist überlaufen, und neigt aus Atavismus zur Unterstützung des Mannes und seiner Zwecke. Auf Legate und Stiftungen aber kann die Frauenbewegung um so weniger rechnen, als ihre Gemeinnützigkeit noch angefochten wird.

Diese Grundlinien unserer Wirtschaftslage einmal klar darzulegen, erschien mir zweckmäßig. Ich glaube, daß praktische Erfolge sich schon an die Veröffentlichung dieser einfachen Uebersicht knüpfen werden. Was noch zu sagen bleibt, gedenke ich in zwei weiteren Artikeln zu besprechen:[1]) Wie kann die bürgerliche Frauenbewegung sich Mittel verschaffen? — Worin besteht der Reichtum der bürgerlichen Frauenbewegung?

Aus diesen beiden Themen geht hervor, daß unsere Lage, auch trotz geringer Geldkraft, mir durchaus nicht verzweifelt erscheint. Es ist aber gut, manchmal Bilanz zu machen. Denn viele unserer Freunde wissen nicht, wie arm, und viele unserer Gegner nicht, wie reich wir sind.

[1]) Diese Artikel brauchen nicht in demselben Blatte zu erscheinen.

Theater.

Chaque hiver, à l'ouverture de la saison théatrale, je suis pris des mêmes pensées. Un espoir pousse en moi, et je me dis que les premières chaleurs de l'été ne vidéront peut-être pas les salles, sans qu'un auteur dramatique de génie se soit révélé. Notre théâtre aurait pourtant besoin d'un homme nouveau, qui balayait les blanches encanaillées, et qui opérât une renaissance, dans un act que les faiseurs ont abaisé aux simples besoins de la foule! Qui, il faudrait un tempérament puissant dont le cerveau novateur vînt révolutionner les conventions admises et planter enfin le véritable drame humaine à la place des mensonges ridicules qui s'étalent aujourd'hui. . . Malheureusement, ce rêve, que je fais chaque année au mois d'octobre, ne s'est pas encore réalisé et ne se réalisera peut-être pas de sitôt. Zola, Le Naturalisme au Théâtre.

Kammerspiele des Deutschen Theaters. „Sozialaristokraten", Komödie in 5 Akten, von Arno Holz. Eine Photographie kann ein Kunstwerk sein, wenn ein feiner Schleier über dem Bilde liegt, wenn der Photograph verstanden hat, nicht zu scharf einzustellen, das richtige Licht zu treffen und die Perspektive sich dienstbar zu machen. Auch retouchieren muß er können.

In den ersten vier Akten der Sozialaristokraten hat sich Arno Holz als guter Photograph, aber nicht als Künstler gezeigt. Scharf sind die Wirklichkeitsausschnitte auf die Platte gebannt, doch läßt die Retouche an manchen Stellen zu wünschen übrig. Der fünfte Akt erhebt sich kaum über den Schluß einer mittelmäßigen Posse. Das alte Stück, das ja in diesem Winter nicht zum ersten Mal vor das Berliner Rampenlicht trat, ist bekannt. Eine mit allen Fasern im verarmten Boden einer erledigten Kunstanschauung wurzelnde Arbeit, die uns kaum noch viel zu sagen hat; auch nicht mehr sehr interessiert, seit die „Helden lobebären", von denen uns darin „gar wundersviel geseit" wird, mit gestutzten Flügeln und korrekt geschnittenen Fingernägeln durchs Berliner Weichbild gehen und froh sind, wenn sie die Verlegerkrippe nicht zu wechseln brauchen . . Auch die Aufführung lädt nicht zu längerem Verweilen ein. Ein starker Künstler wird nie im Innersten bei einer Rolle sein, die in jeder Geste festgelegt ist und den Darsteller zur Marionette in des Autors intoleranter Hand degradiert. Und der Regisseur (bei Reinhardt!) findet keine Aufgabe.

Die Vorstellung war also mittelmäßig und das Ganze, wenn in der Kunst, wie Shakespeare will, Reif-sein Alles ist, ein verlorener Abend. Passons. Bis Herr Holz und Herr Reinhardt Besseres bieten. Beide können's. Schleer.

Der Liebhaber. Der „Liebhaber" von Bernard Shaw hat im Hebbeltheater einen starken Erfolg gehabt. Eins der am wenigsten charakteristischen Stücke Shaws, auch nicht mehr jung, einstmals eine aktuelle Satire, die lange nicht mehr aktuell ist und in ihren Mitteln immer recht mittelmäßig war, aber in der Anlage der Hauptfigur noch immer zu fein für einen Reißer. Es ist ein Stück des jüngeren Dumas, für die englische Bühne der Jahrhundertwende bearbeitet und mit bewunderungswürdigen Regiebemerkungen versehen von Bernard Shaw, einem Ideologen der irischen Fronde, einem Philosophen und experimentierenden Liebhaber vom Schlage der Lebonnard und de Ryons, die wiederum Gestalten des jüngeren Dumas sind. Die Komödie steht zwischen der „Visite de Noces" und dem „Ami des Femmes", sie ist schwächer gebaut als ihre Vorbilder, näher und vielleicht schärfer vor unsern Augen flimmernd und doch um so viel ärmer an Geist und psychologischem Wissen, daß eine einzige Tirade Lebonnards die fröhlichen Bekenntnisse des „Liebhabers" zu retouchierten Abzügen vom Original herabsetzt.

Die Regie des Hebbeltheaters hat alle Hindernisse, die einer kaufmännischen Ausbeutung der Komödie im Wege standen, mit Sturm genommen. Charteris wurde von Herrn Otto zu einem Bühnenliebhaber banalisiert, aus dessen Mund sich automatisch und unter eintöniger Musik Papierzettel mit unwahrscheinlich gescheiten Shawschen Aperçus entwickelten. Herr Otto ist ein Liebhaber, und Charteris ist ein Liebhaber. Aber Shaw zuzutrauen, daß er den Liebhaber Ottos erfunden haben könnte, hieße ihn beleidigen. Der Liebhaber Shaws trägt „einen kurzen Bart und Schnurrbart, deren Anordnung augenscheinlich der Natur überlassen worden ist", und er hat nur dafür gesorgt, daß die Natur ihm die vollste Gerechtigkeit widerfahren lasse. Otto ist glatt rasiert und sieht aus wie zwanzigjährig. Welch eine weibliche Schwäche, sich möglichst jugendlich und zum Entzücken herzurichten, dafür aber die ganze Ueberlegenheit der Figur aufzugeben, das Geheimnis von Charteris Erfolgen zu zerstören, den Liebhaber des Tennisplatzes an die Stelle eines in seinen Beruf mehr als in die Frauen verliebten Frauenkenners, eines Amateurs flüchtiger Reize: des Liebhabers zu setzen. „Ihr Erfolg bei Frauen, wird Charteris gesagt, beruht darauf, daß sie zu ihnen genau so wie zu irgendeinem andern jungen Menschen sprechen". Der Liebhaber, den Otto spielt, ist ein temperamentloser Kurmacher, ohne jede andere Ueberlegenheit als die sehr achtbare seines hübschen Gesichts; und so könnte er im Stück herumgehen und lauter Dummheiten sagen, ohne daß es einem einfiele, an seinem Erfolg bei Frauen zu zweifeln — demselben Erfolg, dessen Spiel Shaw aber in einen andern Mechanismus als den simpler Tenorfunktionen gelagert hat. Mit der Fälschung der Hauptfigur erfuhr die Komödie eine Verrückung der Perspektive, deren Wirkung einem literarischen Mord gleichkommt.

Fräulein Roland hatte man die Rolle der Julia anvertraut. Und sie spielte sie. Dabei wäre es wohl darauf angekommen, die Grenze zu sehen. Es ist nämlich ein Unterschied, ob ein süßes Mädel faucht und kratzt, oder ob eine Engländerin ganz unkritisch Temperament äußert. Selbst das Frauenlächeln blieb die Schauspielerin schuldig, das Beglücktsein eines weiblichen Wesens, das einen Augenblick in den Armen des Geliebten ruht, die so allgemeine Glut, die mit Julias Ungezogenheiten und Geschmacklosigkeiten versöhnen könnte . . und versöhnen soll, da es doch Charteris selbst versöhnt, und ohne das Julia unverständlich bleibt. Die Grenze . . Es ist ein bezeichnender Unterschied, ob eine Dame ungezogen oder ob sie gewöhnlich ist. Die Grenze . .: sie festzuhalten und auf ihr im Gleichgewicht des guten Takts wie auf dem Seil zu tanzen und bei allem unangenehmen Ueberschwang des Temperaments und selbst in der Befolgung einer gewöhnlichen amoureusen Methodik mit ursprünglichen Frauenreizen zu glänzen, darin bestand die schauspielerische Aufgabe der Juliarolle. Fräulein Roland war dazu nicht geschaffen. Es scheint auch, daß die Regie derartiges nicht beabsichtigte. Denn sie verzichtete auf die Apotheose dieses zweifelhaften Charakters, die Shaw zum Schluß des letzten Aktes mit den Worten anordnet: „Die übrigen blicken mit Besorgnis, ja sogar mit etwas Ehrfurcht Julia an, weil sie zum erstenmal den Hauch eines echten heftigen Kummers fühlen." Ebenso verzichteten die Schauspieler an diesem Abend auf den Ehrgeiz, ihre Rollen mit Persönlichem auszustatten oder in den Vorschriften Shaws Anregungen zu einer Menschengestaltung zu finden, die keiner Mimentradition bedarf; von irgendeiner „Schöpfung" konnte nicht die Rede sein. Licho kam als der ramponierte Geist Forests und spielte einen berühmten Londoner Arzt wie einen Bureauvorsteher oder sonst ein „Original". Doktor Paramore ist aber ein geschätzter Arzt mit einer großen, gar nicht proletarischen Praxis, er ist vielleicht nicht unbedingt geschmackvoll, aber doch untadelig angezogen; Shaw betont sein „Krankenbettbenehmen": das ist ein leises, fürsorgliches Auftreten, eine gewisse spleenige Grandezza,

dazu gehören gutmütige Augen in einem weichen, regelmäßigen Gesicht — alles, nur kein Bureauvorsteher. Wenn Julia sich in einem kritischen Augenblick von ihm abgestoßen fühlt, so bewirkt das nicht die Schmierigkeit des Menschen, sondern vermutlich der rosige Fleischton seiner Backen und die hilflose Korrektheit seiner Koteletts.

Hätte man die Komödie als eine Groteske gespielt, es wäre prachtvoll gewesen. Der einzige, der es wagte grotesk zu sein, war Herzfeld, und er wenigstens kam einer Shawschen Gestalt ziemlich nahe.

Merkwürdig: ein Theater, das sich Hebbel-Theater nennt, spielt „Cyprienne" und schreitet dann dazu, eine Komödie Bernard Shaws zu verflachen.

René Schickele.

Die Mainlinie.

Es trennt der Main mit seinem Lauf
den Süden von dem Norden.
An beiden Seiten stehn zuhauf
der Sozi rote Horden.
Sie schimpfen und sie toben
so unten wie auch oben.
In jedes Landtags Karpfenteich
markieren sie die Hechte,
gewählt direkt, geheim und gleich
für Volks- und Freiheitsrechte.
Sie wirken und beraten
als echte Demokraten.

Doch wenn der Staat gedeihen soll,
dann braucht er viele Steuern,
und mancher sträubt sich unmutsvoll,
sein Dasein zu verteuern.
Soll man's dem Volk verbilligen?
Soll man's dem Staat bewilligen?
Im Norden schreit's: Bezahlen? Nein!
Das haben wir nicht nötig!
Doch zeigt man unterhalb vom Main
weit eher sich erbötig.
Seid einig! einig! einig!
Der Spruch ward fadenscheinig.

Nun tobt die Rrrrevolution
bereits diverse Wochen.
Man sieht von Wut und Haß und Hohn
die Bruderseelen kochen.
Die Temp'ramente zischen.
Der Main, der fließt dazwischen.
Der Süden ketzert frech und dreist
zum Trotz dem Radikalen.
Der aber flucht und rast und schmeißt
mit Dreck aus vollen Schalen,
denn wer nicht will wie Bebel,
der kriegt ins Maul den Knebel.

In Nürnberg rüstet man zum Fest.
Da tagen die Genossen,
und wer sich nicht bekehren läßt,
wird mit dem Bann begossen, —
zu Bebels Ehr', der Roten
großmächtigen Despoten.

J. Diot.

Dernburgs Epigonen.

In den heißen Sommertagen des Jahres 1905 gab's an der Berliner Börse ein lustiges Schauspiel. Hastig drängten sich die Spekulanten in den Markt, wo die Händler zusammenkommen, um ihre Geschäfte in den Aktien der großen Montanunternehmungen abzuschließen. „Luxemburger" hieß diesmal der „Tip", und niemand wollte verfehlen, die Aktien des erst vier Jahre zuvor vor dem Zusammenbruch stehenden Unternehmens zu hohem Preise zu erwerben. Was war geschehen? Niemand wußte eine Antwort zu geben; ein jeder lauschte, ob er von den Blicken Bernhard Dernburgs (der damals noch den Aktionären der Darmstädter Bank sicheren Gewinn versprach, wie jetzt als Staatssekretär des Kolonialamts dem allzu gläubigen Volke) das große Geheimnis nicht lesen könne. Keinem gelang es, und erst kurz bevor der Herbst sich auch im deutschen Wirtschaftsleben nach dreijähriger Aufschwungsperiode nahte, ward das Rätsel gelöst. Allgemeine Enttäuschung; denn aus den großen Plänen, die man von Herrn Dernburg erwartet hatte, war nichts geworden. Der Börsenwitz erinnerte an den Koffer der Madame Humbert, und gegen Dernburgs Finanzkünste (zu denen man nur eine kurze Zeit lang — ähnlich wie jetzt — Vertrauen

hatte) ward man so mißtrauisch wie kurz zuvor. Denn nur die Friedrich-Wilhelms-Hütte wurde damals der Luxemburger Bergwerks-Gesellschaft angegliedert. Mußte man deshalb den Kurs der Luxemburger Aktien bis auf 293% steigern, mußte, um nur fünf Millionen Mark junger Aktien an den Markt zu bringen, ein so großer Lärm erhoben werden? An der Berliner Börse wurde erzählt, Herr Dernburg habe ein besseres Objekt zu finden gehofft, schließlich aber, um sein Liebesmühen nicht ganz nutzlos verschwendet zu haben, zur Friedrich-Wilhelms-Hütte gegriffen. Die Aktionäre mußten von den neuen Aktien einen Betrag von 3 Millionen Mark zum Kurse von 235% erwerben. Von dem gleichen Tage an sank der Kurs der Luxemburger Aktien bis zu diesem Jahre auf 145%. Ein ärgerer Reinfall war in der Finanzgeschichte kaum dagewesen, und erst als Herr Dernburg durch Bülows Gnade ins Kolonialamt berufen würde, hat die Börse ihm diesen Coup verziehen. (Vielleicht macht er durch Orden gut, was er damals gesündigt hatte. Ein Kommerzienratstitel ist auch nicht billiger als der Verlust an den zum höchsten Kurse erworbenen Luxemburgern.)

Während der Gewaltige des Kolonialamts der jetzt noch größeren Schar von Gläubigen ebenso wie bei Luxemburg hohe Erträgnisse aus Deutschlands Kolonien verspricht, versuchen seine Nachfolger, die Methode zu imitieren. Wie immer bei Epigonen, nicht mit demselben Geschick. Einen Kurs von 293% läßt sich das Börsenvolk für Luxemburger nicht mehr gefallen, auch steckt die Krisis noch allzusehr in den Gliedern. So begnügte man sich mit einer kleinen Treiberei und war zufrieden, als man bei dieser Gelegenheit den alten Konsortialbestand verringern konnte, um Raum für die Aufnahme der jungen Aktien zu bekommen. Und nicht mit der Aussicht auf ein großes Geschäft wurde diesmal Stimmung gemacht, sondern mit der hohen Dividende. Schon seit Wochen ward getuschelt, die Luxemburgerin werde ihren Aktionären für das Jahr 1907/08 wieder 10% verteilen. Das mußte wirken. Selbst der solide Bochumer Verein hat den Aktionärgewinn um $1^2/_3$% ermäßigen müssen, andere Werke um 2—4%, nur Luxemburg braucht trotz schlechten Geschäftsganges die Dividende nicht zu verkürzen. Wie ist's nur möglich? Die Frage wurde anfangs gestellt, heute macht sich um ihre Beantwortung keiner mehr Sorge. Und dennoch wird's notwendig sein, sich die Bilanz nach ihrem Erscheinen genau anzusehen. Wenn sie nur eine Lösung bringt; der Betriebsgewinn wird gewiß in einer Summe ausgewiesen werden; hiervon sind die Zinsen für die von der Darmstädter Bank geliehenen Kapitalien in Abzug gebracht. Gerade aber die Höhe dieser Zinsen muß einer, der die Bilanz verstehen will, kennen. Bei mehr als 20 Millionen Mark Bankschulden spielen sie die wesentlichste Rolle. Sicherlich hat durch den billigeren Geldstand im Jahre 1908 die Zinsenlast eine Ermäßigung erfahren; sicher aber auch keine so große, daß der durch Konjunkturwechsel notwendige Gewinnrückgang einen Ausgleich findet. Sollten die Gläubiger eine Ermäßigung der Zinsen gestattet haben? Fragt einmal, ihr Aktionäre, in der nächsten Generalversammlung, wieviel die Luxemburgerin für Zinsen und Provisionen im Geschäftsjahr 1906/07 und wieviel im Jahre 1907/08 zu zahlen hatte. Die Antwort kann euch nicht gut verweigert werden, denn die neue Fusion mit dem Dortmunder Steinkohlenbergwerk Louise Tiefbau wird mit der Ablösung der Bankschulden begründet. —

Wieder die Methode à la Dernburg; denn im Jahre 1904 wurde die Zeche Friedlicher Nachbar ebenfalls mit dem Hintergedanken einer Ablösung der Bankschulden erworben. Der Unterschied besteht nur darin, daß man jetzt diesen Zweck offen zugibt, damals zu verheimlichen trachtete. Das zur Begründung der Transaktion an die Zeitungen versandte Communiqué klagt, daß „das Bestehen einer so hohen Bankschuld die Beurteilung des Unternehmens ungeachtet seiner guten Erträge unerfreulich beeinflußt hat". Der schlechte Stil dieses Satzes darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß er unrichtige Behauptungen aufstellt. „Die Beurteilung des Unternehmens" hat freilich durch die hohe Bankschuld gelitten. Aber doch nur in Börsenkreisen, wo dadurch Kurstreibereien verhindert worden sind. Sehnt man sich wieder nach dem Schwindel des Jahres 1905? Mir scheint, selbst bei einer Dividende von 10% ist der jetzige Kurs der Luxemburger nicht zu billig. Die Aktie des viel besser fundierten Bochumer Vereins verzinst sich nach der letzten Dividende mit 6,6%, die Luxemburger mit 6,2%. Selbst wenn die Behauptung der Verwaltung aber richtig wäre, bliebe zu forschen, ob die Umwandlung der Bankschuld in neue Aktien und Obligationen den Gewinn der Aktionäre zu bessern vermag. Geplant ist die Erhöhung des Aktienkapitals um 18 Millionen Mark und die Ausgabe von 8 Millionen Mark $4^1/_2$ prozentiger Obligationen. Von den jungen Aktien werden vier Millionen zum Ankauf der Louise-Tiefbaugesellschaft verwandt. Die Bankschuld würde sich also insgesamt um ca. 21 Millionen Mark verringern. Hierin sind etwa 6 Millionen miteinbegriffen, die Louise der Bergisch-Märki-

schen Bank und der Essener Kreditanstalt schuldet. Will also Luxemburg die neuen Aktien wieder mit 10 % verzinsen, so braucht es hierzu 1,4 Millionen Mark und für die Zinsen der Obligationen 360 000 Mark, insgesamt also 1,76 Millionen Mark. Dies entspricht bei einer Bankschuld von 21 Millionen einem Zinssatz von 8,4 %. Zahlt denn die Luxemburger Gesellschaft der Darmstädter Bank einschließlich der Provisionen für das geliehene Geld jetzt noch mehr? Nur in diesem Falle würde die Kapitalerhöhung für die Aktionäre von Vorteil sein; sonst nur für die Banken, die einen Debetposten verlieren und das Geld zum Abschluß neuer Geschäfte benutzen können, zweitens aber durch die Uebernahme der Aktien ein Agio von 4 % verdienen. Freilich wird durch die Kapitalerhöhung der Kurs der alten Aktien den Besitzern verbilligt; doch der Wert des Bezugsrechts vermag höchstens eine Ermäßigung der Dividende um ein Prozent aufzuwiegen; selbst wenn dies berücksichtigt wird, entspräche die Dividendenlast noch einem Bankzinsfuß von 7,7 %. Die Ablösung der schwebenden Schulden ist also nur für die Banken von Vorteil.

Die Aktionäre, die sich natürlich der Mühe nicht unterziehen, das einfache Rechenexempel aufzustellen, sollen also mit der Aussicht auf die bessere „Beurteilung des Unternehmens" (lies: Kurssteigerung) geködert werden. Nichts anderes bedeutet es, wenn die Ausgabe der jungen Aktien mit dem geringen Agio von 7 % erfolgt. Dieser Modus ist für die Gesellschaft geradezu verderblich. Dem äußeren Erfolge zuliebe wird der Reservefonds vernachlässigt; er erhält durch die Kapitalerhöhung (da 3 % Stempelspesen und 4 % Bankengewinn zu rechnen sind) auch nicht einen Pfennig. Die Deutsch-Luxemburgische Bergwerksgesellschaft wird nach Beendigung der neuen Transaktion ein Aktienkapital von 42 Millionen Mark und eine Obligationenschuld von 27,12 Millionen Mark besitzen, während der Reservefonds nur 2,732 Millionen Mark beträgt; das sind auf Kapital und Obligationen 3,95 %. Beim Bochumer Gußstahlverein beträgt dasselbe Prozentverhältnis 34,36; bei der Harpener Gesellschaft 33,27; beim Eisenwerk Hösch 33,38; bei den Rombacher Hüttenwerken 29,2. Selbst bei kleineren Gesellschaften ist das Verhältnis der Reserven zum Kapital nicht geringer. Ob die „Beurteilung des Unternehmens" bei so ungünstiger Reserveziffer die ersehnte Besserung erfahren wird?

Die Ausschaltung des Agios (das nach dem Gesetz zur Auffüllung des Reservefonds dienen muß) beweist mir, daß man in den Kreisen der Verwaltung in erster Reihe von dem Bestreben geleitet wurde, möglichst viel Aktien an den Mann zu bringen. Man rechnet damit, daß der Aktionär nicht nach der Fundierung des Unternehmens, sondern nur nach Kursstand und Dividende fragt. Ein anderer Grund für diesen Modus ist nicht zu finden; man hätte die Bankschuld genau so gut ablösen können, wenn man weniger Aktien, diese aber dafür zu einem höheren Kurse an den Markt gebracht hätte. Der so von dem Aktionär für die jungen Aktien gezahlte höhere Kurs hätte dadurch einen Ausgleich gefunden, daß der Reservefonds als unverzinsliches Betriebskapital gedient hätte. Aber freilich wäre bei dem höheren Kurse ein kleinerer Teil von den Aktionären bezogen worden als bei 107 %.

Das Bestreben der Banken, sich der Konsortialbestände zu entledigen, muß bedenklich stimmen, und es wird verständlich, wenn man auf Grund der Geschäftsberichte eine Schätzung der zukünftigen Gewinne vornimmt. Die Louise-Tiefbaugesellschaft besitzt die Zechen Louise und Bruchstraße sowie die Kuxe der Zeche Wiendahlsbank. Der Betrieb auf Louise ist eingestellt worden und soll auch nicht wieder aufgenommen werden; es bleiben also nur die Einnahmen aus Bruchstraße und Wiendahlsbank. Die bisherigen Erträgnisse (die durch höhere Ausgaben mehr als absorbiert werden) sind, so wurde uns versichert, nicht maßgebend, weil der Ausbau der Schächte erhebliche Kosten verursacht habe. Herr Hugo Stinnes aber hat im Jahre 1905 eine Reorganisation vorgenommen, deren Früchte, wie es heißt, jetzt erst zu reifen beginnen. In der Generalversammlung vom 1. Dezember 1906 wurde die Zukunft in rosigen Farben geschildert; Bruchstraße werde eine jährliche Förderung von 500 000 Tonnen, Wiendahlsbank von 300 000 Tonnen aufweisen (wenn die Umbauten fertig sind); und der Kohlenreichtum sei auf 40 bis 50 Jahre zu schätzen. Das macht zusammen 800 000 Tonnen, während die Beteiligung am Kohlensyndikat jetzt auf 915 500 Tonnen Kohle, 192 500 Tonnen Koks und 67 950 Tonnen Briketts festgesetzt worden ist. Da in dieser Quote auch die Produktion der Zeche Louise einbegriffen ist, darf man sich (bei der Kalkulation) nur an die 800 000 Tonnen der Generalversamlung halten. Bruchstraße hatte im Jahre 1906/07 eine Förderung von 0,298 Mill. Tonnen Kohle und einen Erlös von 3,23 Mill. M.; Wiendahlsbank von 210 648 Tonnen und eine Bruttoeinnahme von 1,948 Mill. M. (Der Kohlenerlös ist im Geschäftsbericht nicht angegeben; da aber die Nebeneinnahmen nur gering sein können, werden die beiden Ziffern sich ungefähr entsprechen.) Rechnet man den prozentual gleichen Erlös auf die höhere Förderung, so ergeben sich für Bruchstraße 5,38, für Wiendahlsbank 2,77 Mill. M.; zusammen also 8,15 Mill. M. Hiervon sind die Ausgaben (Löhne usw.) in

Abzug zu bringen. Sie lassen sich nach den bisherigen Ergebnissen nicht schätzen, weil in dieser Ziffer die besonderen Kosten für den Zechenausbau enthalten sind. (Setzen wir das Prozentverhältnis der Harpener Gesellschaft ein, die sicher nicht mehr Betriebskosten haben wird als die Louise-Gesellschaft (und deshalb zum Vergleich geeignet ist, weil ihr Geschäftsbericht die weitesten Spezifikationen enthält). Dort betragen die Ausgaben ca. 75% der Bruttoeinnahmen; umgerechnet auf Louise wäre also von den 8,15 Mill. M. die Summe von 6,11 Mill. M. in Abzug zu bringen, so daß als Ueberschuß 2,04 Mill. M. verbleiben. Die Handlungsunkosten (Gehälter, Tantiemen für Vorstand usw.) ergeben bei Harpen etwa 11% des Ueberschusses, also ca. 200 000 M. Hierzu kommen die Abschreibungen, die im Vorjahr bei Louise 806 922 M. erforderten. Sie erhöhen sich nach der Fusion dadurch, daß der Betrieb der Zeche Louise eingestellt ist (also hierauf höhere Abschreibungen vorzunehmen sind) und durch Wiendahlsbank, die als besondere Gewerkschaft auch getrennt bilanziert. Wie die Gruben dieser Zeche zu Buch stehen, ist aus der Bilanz von Louise nicht erkennbar; der Aktivposten „Kuxe" gewährt keinen Einblick, weil diese Zeche zu ihrem Ausbau ja beträchtliche Summen verschlungen hat, die ihrem eigenen Grubenkonto zugeschrieben sind. (Das Geld hierzu wurde anscheinend von Louise geliehen; die hohen Debitoren — 4,66 Mill. M. — deuten darauf hin.) Mit 200 000 M. dürfte die Summe eher zu niedrig als zu hoch bemessen sein. (Bei einem Kohlenreichtum von 40 bis 50 Jahren sind mindestens 3% abzusetzen; auf Grund einer Förderung von 300 000 Tonnen kann man den Wert der Grube auf etwa 4 Mill. M. ansetzen; dazu kommen Abschreibungen auf Maschinen, Geräte usw., für die wenigstens 80 000 M. zu rechnen sind.) Unkosten und Abschreibungen betragen also zusammen 1,2 Mill. M.; es bleibt daher ein Reingewinn von ca. 800 000 M.

Durch den Fortfall des Aktienagios werden die Aktiva der Louise-Gesellschaft bei Luxemburg billiger zu Buch stehen; das Kapital (von 7,024 Mill. M.) wird so buchmäßig auf 4 Mill. gebracht; dazu kommen 6 Mill. M. Bankschulden (von Louise), Obligationen usw., so daß insgesamt für das Vermögen der Louise-Gesellschaft von Luxemburg ca. 12 Mill. M. zu zahlen sind. Der Nettogewinn von 800 000 M. würde daher eine Verzinsung von 6,6% ergeben. Um dieses Resultat zu erreichen, werden die Reserven geschwächt, werden Schächte angekauft, die erst im besten Falle (der noch gar nicht eingetreten ist) die in Ansatz gebrachte Rentabilität aufweisen.

Trotz dieser Bedenken: wäre die Louise selbständig geblieben, so würden ihre Ausgaben noch weiter höher sein. Hier betrugen im Jahre 1906/07 die Kosten für Steuern und Generalunkosten allein ca. 0,684 Mill. M., während ich nur ca. 200 000 M. gerechnet habe. Berücksichtigt man die Zinsen, die Louise für Obligationen, Hypotheken- und Bankkredit zu zahlen hat, so kann sich (jetzt bei vollem Ausbau der Gruben) auf das Aktienkapital keine höhere Verzinsung als 2 bis höchstens 3% ergeben. Für diese Aktien ist ein Preis von ca. 57% (so werden die Anteile, da für 7,014 Mill. nur 4 Mill. gezahlt werden, zu Buche stehen) noch immer zu hoch.

Herr Hugo Stinnes ist Aufsichtsratsvorsitzender beider Gesellschaften und Großaktionär von Louise Tiefbau. Er erhält für seine Aktien, die nicht 50% wert sind, etwa 100%, da die zum Umtausch gelangenden Luxemburger Aktien einen Tageskurs von ca. 160% haben. Begreiflich, daß er die Triebfeder der Transaktion gewesen ist. Die Aufsichtsratsmitglieder von Louise werden von Luxemburg übernommen und erhalten dort gewiß höhere Tantiemen. In der Verwaltung von Luxemburg hat man sich (nach langen Kämpfen) den Wünschen des Vorsitzenden gefügt. Wehe dem, der etwa behaupten würde, Herr Stinnes habe absichtlich für seine Interessen und gegen die der Luxemburger Gesellschaft gehandelt. Ein solcher Sünder wird wegen Behauptung nicht erweislich wahrer Tatsachen mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bestraft.

Bruno Buchwald.

Verantwortlicher Redakteur: Karl Schnitzler, Berlin-Schmargendorf, Spandauerstr. 40; des Handelsteils: Bruno Buchwald, Berlin C., Heiligegeiststr. 52; für Oesterreich-Ungarn: Hans Czermak, Wien 19, Sieveringerstr. 253. — Morgen-Verlag G. m. b. H., Berlin W. 9, Potsdamerstr. 3. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei J. Rafael, Wien I, Graben 28, sowie alle übrigen Zeitungsverschleiße und Buchhandlungen. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstr. 66.

Verein für Kunst

Leitung: Herwarth Walden

Die Wochenschrift **Morgen** ist vom 1. September ab das Publikationsorgan des **Vereins für Kunst**.

Der im fünften Jahre stehende **Verein für Kunst** verfolgt den Zweck, auf bedeutende Erscheinungen der Kunst der Gegenwart hinzuweisen.

Für den Winter 1908/09 sind vorläufig folgende Abende festgesetzt: Donnerstag, den 8. Oktober im Salon Cassirer: Gedenkabend für **Walter Leistikow**. Donnerstag, den

15. Oktober im Choralion Saal: Paul Scheerbart, Vorlesung eigener Dichtungen (Manuskript). Donnerstag, den 22. Oktober im Salon Cassirer: Lieder, gesungen von Anna Gnudtzmann. Donnerstag, den 29. Oktober: Detlev von Liliencron, Vorlesung eigener ungedruckter Dichtungen. Donnerstag, den 5. November im Salon Cassirer: André Gide, Vorlesung eigener Dichtungen. Donnerstag, den 12. November im Choralion Saal: Stefan Zweig, Vortrag: Balzac. Donnerstag, den 19. November im Salon Cassirer: Franz Blei, Vortrag: Die moralische Illusion. Donnerstag, den 26. November: Georg Simmel, Vortrag. Donnerstag, den 3. Dezember im Salon Cassirer: Paul Leppin, Vorlesung eigener Dichtungen. Donnerstag, den 10. Dezember im Klindworth-Scharwenka-Saal: Josef Ruederer, Vorlesung eigener Dichtungen. Donnerstag, den 7. Januar im Salon Cassirer: René Schickele, Vorlesung eigener Dichtungen. Donnerstag, den 14. Januar im Künstlerhaus: Karin Michaelis, Vorlesung eigener Dichtungen. Donnerstag, den 21. Januar im Salon Cassirer: Herwarth Walden, Gesänge. Donnerstag, den 28. Januar im Klindworth-Scharwenka-Saal: Lovis Corinth, Vortrag. Donnerstag, den 4. Februar im Salon Cassirer: Ernst Schur, Vorlesung eigener Dichtungen. Donnerstag, den 11. Februar im Klindworth-Scharwenka-Saal: Johannes V. Jensen, Vorlesung eigener Dichtungen. Donnerstag, den 18. Februar im Salon Cassirer: Karl Schnitzler, Vortrag; Thema vorbehalten. Donnerstag, den 25. Februar im Klindworth-Scharwenka-Saal: Else Lasker-Schüler, Vorlesung eigener Dichtungen. Donnerstag, den 4. März im Salon Cassirer: Peter Baum, Vorlesung eigener Dichtungen. Donnerstag, den 11. März im Künstlerhaus: Tänze.

Am Sonnabend, den 16. Januar findet in den Räumen des Künstlerhauses ein Simplizissimusball statt.

Die Abende des Vereins für Kunst sind öffentlich, also auch ohne Mitgliedschaft zugänglich. Die ordentliche Mitgliedschaft wird erworben durch Zahlung eines Jahresbeitrags von 40 M. Sie berechtigt zum unentgeltlichen Besuch sämtlicher Abende sowie zum kostenlosen Bezug der Wochenschrift Morgen. Die außerordentliche Mitgliedschaft wird erworben durch Zahlung eines Jahresbeitrags von 15 M. Sie berechtigt zum unentgeltlichen Besuch von zehn Abenden (den 2. und 4. jeden Monats) sowie zum Besuch der übrigen Abende zu halben Kassenpreisen. Anmeldung zur Mitgliedschaft in der Geschäftsstelle des Vereins für Kunst, Berlin-Halensee, Katharinenstr. 5, Gartenhaus part. (Fernruf: Amt Wilmersdorf 2580); ferner bei Bote & Bock, Leipzigerstraße 37, im Warenhaus A. Wertheim (Konzertkasse), Leipzigerstraße 132 und Kantstraße, in der Amelangschen Kunsthandlung, Kantstraße 164, sowie in der Schillerbuchhandlung Charlottenburg, Schillerstraße 82/83.

Alle Abende finden Donnerstags statt und beginnen um 8 Uhr.

Kaiser Friedrich Quelle
Offenbach am Main
gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- und Gallen-Leiden.
Diätetisches Tafelgetränk ersten Ranges.
Wo nicht am Platze, in Apotheken oder einschlägigen Geschäften käuflich, liefern wir direkt ab Quelle in Kisten à 50 3/4-Ltr.-Bordeauxflaschen frachtfrei jeder Bahnstation Deutschlands unter Nachnahme von M. 25.— pro Kiste.